Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Rikke-tikke-tak [...]

Visual Library

Rikke-tikke-tak.

Nach dem Flämischen des Heinrich Conscience von Karl Andree.

Bei der Theilnahme, welche die volksthümlichen und literarischen Bestrebungen unserer flämischen Stammesbrüder in Deutschland finden, wird sich die Mittheilung einer flämischen Erzählung in das Buch für Winterabende rechtfertigen. Jeder gegenseitige Austausch und Verkehr zwischen beiden Ländern knüpft die Beziehungen unter den Nachbarn enger. Die Erzählung Rikke-tikke-tak haben wir den 1846 zu Antwerpen erschienenen: »Avondstonden, Versalen, Zedeschetsen en Sinnebeelden, door Hendrick Conscience« entlehnt. Conscience ist einer der talentbegabtesten unter den flämischen Schriftstellern und auch in Deutschland vielfach bekannt. Über den Werth und ästhetischen Character der von uns ausgewählten Erzählung wollen wir dem Urtheile des Lesers nicht vorgreifen; aber es ist interessant zu vergleichen, wie ein Niederdeutscher aus Brabant und ein Schriftsteller aus dem oberdeutschen Gebirge ähnliche Stoffe behandeln. Und darum verweisen wir den Leser auf Berthold Auerbach's klassische Meisterstücke, die »Schwarzwälder Dorfgeschichten« namentlich auf »Ivo den Hairle.«

I.

Es ist noch nicht lange her, daß ich den Bauernhof besuchte, wo der Anfang der nachfolgenden Erzählung sich begeben; er steht zwischen Desschel und Milgem, etwa zwölf Meilen östlich von Antwerpen, und wird von Landleuten bewohnt, welche sich des Namens Jan Daelmans kaum noch erinnern.

Zwar malerisch genug liegt das Haus da, aber etwas besonders Auffallendes bemerkt man nicht an ihm; Donnerwurz und Moosgewächse grünen auf den ausgedörrten Dächern, die eingebröckelten Mauern verbergen sich hinter wucherndem Laubgewinde, allerlei Hausthiere treiben sich lustig auf dem Hofraume umher, und hinten im Stalle thun sich drei blanke, wohlgenährte Kühe eine Güte an dem frischen, weichen Klee.

Was jenem einsamen Gehöfte seinen Reiz giebt, das sind die weite Haide, die sich vor ihm ausdehnt, so weit der Blick reicht, ein Bach, der hinter dem Blumengärtchen nach der Moorweide zufließt, und grüne Erlen und Weiden, welche der silbernen Ader in der Haide zur Einfassung dienen; dazu nehme man den blauen Himmel, das geheimnißvolle Zirpen der Grillen und das muntere Ge-

treibe der Vögel, welches dieses abgelegene Gehöfte sich zur Heimath erkoren.

Es war an einem Frühmorgen des Jahrs 1807; die Sonnenscheibe war noch nicht über die Fläche der Haide emporgestiegen, und kaum hörte man hie und da einen Vogel das Vorspiel zum prächtigen Morgengesang der Natur beginnen. In den Gemächern des Hofes herrschte gleichfalls noch tiefe Nachtstille; nur ein knisternd Feuer brannte auf dem großen Heerde, die Uhr tikkte ruhelos weiter, und in einem halbdunkeln Winkel schnurrte eintönig das Gesumme eines Spinnrades.

Beim Spinnrocken saß ein Mädchen, das einen eigenthümlichen Anblick gewährte; dem Gesichte nach zu schließen mochte sie etwa funfzehn Jahre alt sein; ihr Anzug war nicht etwa gewählt, sondern eher nachlässig; aber ihr Antlitz zeigte etwas Fremdes und Edles, das die Aufmerksamkeit des Betrachters erregte und ihm Theilnahme für das Mädchen einflößen mußte. Schön konnte man sie eigentlich nicht nennen, denn sie war durchsichtig und blaß wie Marmelstein, und ihre kohlschwarzen Augen, wenn sie unter den langen Wimpern einen Blick wie einen Feuerstrahl hervorschossen, schienen hart und unangenehm. Allein es kamen auch Stunden, daß der Augapfel, als wäre sie den Sinnen entrückt, träg und langsam umher irrte; daß sich über ihr Gesicht ein fröhliches Lächeln zog, wie wenn in ihrem Herzen eine Stimme der Freude sich erhöbe; — und dann war sie schön, gleichsam ein alabastern Sinnbild der verwelkenden Blume, die ihren Kelch nach der Sonne öffnet, obschon der Wurm bereits an der Wurzel nagt.

Schon seit einer Stunde saß das Mädchen an seinem Spinnrade, als wäre es ein Theil desselben; so unachtsam ließ es den Flachs durch die Finger gleiten; eine tiefe Träumerei hatte es gleichsam mit einer Wolke umhüllt, die irdische Welt war vor ihm verschwunden und himmlische Freude strahlte auf seinem Antlitz.

Was waren es denn für frohe Gedanken, die aus der Jungfrau Brust auf das lächelnde Gesicht emporstiegen? Sie wußte es selber nicht. — Doch sie öffnet ihren schönen Mund: sie singt! hinreißend muß das Lied sein, wenn es ein Ausdruck ihrer Gefühle ist; ihre Stimme ist süß und kaum vernehmbar, wie der Nachklang einer silbernen Trinkschale, aber seltsam und artig ist ihr trippelnd Lied. So sang sie:

Rikke-tikke-tak. Rikke-tikke-tu.
Eisen warm,
Hoch den Arm!
Schlag nur zu,
Rikke-tikke-tu!

Und dann verfiel sie wieder in ihre geheimnißvolle Träumerei.

Während sie gebeugten Hauptes und versunken in Selbstvergessenheit vor dem Spinnrade saß, kam eine bejahrte Frau von der Treppe herunter in die Kammer. An dem gebieterischen Blicke, den sie auf das halberloschene Feuer und auf das Mädchen warf, konnte man abnehmen, daß sie die Pachterin war. Sogleich sprühte ihr Auge Zorn; sie trat zu dem träumenden Mädchen hin und versetzte ihm einen so heftigen Schlag ins Gesicht, daß die aufgeschreckte Träumerin beinahe vom Stuhle herabstürzte.

»Was!« rief sie, »Du faules Geschöpf sitzest du und schläfst wie ein Ferken. Gleich das Feuer angemacht, rasch, oder ich prügle Dich wach, Du faules Geschöpf!«

Das Mädchen stand auf und ging zum Feuer, um das barsche Gebot der Pachterin zu vollbringen. Es war eine so schlimme Behandlung wohl schon längst gewohnt, denn ihr bleiches Gesicht verrieth weder Betrübniß noch Schmerz; aber auf der einen Wange brannte ein rother Fleck, der genugsam zeigte, wie sehr der harte Schlag ihr Fleisch gequetscht hatte.

Als die Pachterin das Feuer unter dem Kessel flammen sah, ging sie an die Treppe und rief aus aller Macht: »Heraus, heraus, ihr faules Volk, oder ich komme und hole euch, ihr Langschläfer. Auf, auf! Trine, Barbel, Jan, auf, auf, es ist vier Uhr!«

Wenige Augenblicke später kamen die Gerufenen herunter. Die beiden Mädchen waren Töchter der Pachterin und mochten so um die zwanzig Jahre herum alt sein; sie waren übrigens gleich den meisten Bäuerinnen etwas schwerfällig und stark gebaut, und die eine hatte vor der andern nichts voraus.

Der junge Mensch, welchen seine Mutter Jan gerufen hatte, mochte etwa siebenzehn Jahre alt sein; seine Gesichtszüge waren zwar rauh, doch regelmäßig und männlich; sein lebhafter Blick und seine beweglichen Mienen deuteten darauf hin, daß er ein recht wackerer Bursch sein mußte, wenn schon die Natur ihn nicht mit reichen geistigen Anlagen ausgestattet. Die blauen Augen und langes blondes Haar gaben seinen Zügen den Stempel von Gutmüthigkeit und Sanftmuth, welche auch wirklich in seinem Herzen wohnten.

Er allein nahete sich dem Mädchen, das am Fenster stand, und sprach leise zu ihr: »Guten Morgen Lena,« worauf sie noch leiser entgegnete: »Guten Morgen Jan, ich danke Dir.«

Ehe jeder im Pachthofe an seine Arbeit ging, wurde der Kaffee auf den Tisch gebracht und die Pachterin schnitt Jedem sein Butterbrot zu. Die junge Lena kriegte für ihren Theil ein Stück Brot, das kaum hingereicht hätte, um den Hunger eines Kindes zu stillen. Doch sie schien darauf nicht zu achten und auch ihr Blick sprach keine Klage aus über die Härte der Pachterin. Jan aber sah Lena mit tiefem Mitleiden an, und als er bemerkte, daß das Mädchen das Brot beinahe aufgegessen hatte, legte er ihr ein Stück von dem sei-

nigen hin, wenn seine Mutter ihr Auge nach einer andern Seite hingewandt hatte.

Nach eingenommenem Frühmahle ging Jan mit seinen Schwestern aus dem Hause, um sein Tagewerk zu beginnen. Lena blieb mit der Pachterin auf dem Hofe; sie mußte am Butterfasse stehen, während der Hund die Buttermühle drehete. Als die Milch in das Faß gethan und Alles zum Buttern bereit war, ging die Pachterin aus dem Hause, um den Hund zu holen, der die Mühle treten sollte; aber der lag todt in seinem Häuschen. Da kannte ihre wilde Wuth gar keine Gränzen mehr, wie eine Rasende stürzte sie wieder herein, schlug die arme Lena ins Gesicht, und schrie: »Der Hund ist todt, Du Galgenstrick; Du hast ihm gestern kein Fressen gegeben, aber ich will Dich lehren. Wart' nur!«

Und nun schlug sie wieder von Neuem auf das schweigende Mädchen los. »Schweig, daß Du bersteſt, eigensinniges Thier Du; es ist wohl wieder nicht wahr, daß Du gestern dem Hunde kein Fressen gegeben hast? willst Du wohl das Maul aufthun? oder ich breche Dir Hals und Bein!«

»Pachterin,« sagte Lena beinahe gleichgültig, »ich habe dem Hunde gestern was zu fressen gegeben; die Schüssel steht ja noch vor dem Häuschen.«

»Was — Schüssel voll?« — schrie die Erboßte, »Du bist eine Betrügerin. Das Fressen hast Du erst heute morgen in die Schüssel gelegt; meinst Du, ich kenne Deine Streiche nicht? Aber Du sollst es bereuen! Sieh, nun sollst Du selber in der Buttermühle laufen. Und nun rasch hinein in die Mühle!«

Diese neue Art von Mißhandlung brachte über Lena einen großen Schreck, denn sie bebte an allen Gliedern und stand mitten in der Kammer gesenkten Hauptes, und die Arme hingen ihr schlaff am Leibe herunter, — sie sah aus wie eine Verurtheilte, die zum Schaffotte geführt wird. Aber dennoch sprach sie kein Wort. Aber gerade dieses sanfte Dulden, diese Gelassenheit des Mädchens ärgerte die Pachterin; in ihrem maßlosen Zorne zog sie einen Knüttel aus dem Holzbündel, das am Heerde lag, hob ihn in die Höhe, als wollte sie Lena damit über den Kopf schlagen, und heischte ihr abermals zu: »Marsch in die Mühle hinein; willst Du gehen oder nicht?«

Lena fiel auf die Knie, streckte flehend die Arme aus, sah mit ihren schwarzen Augen bittend ihre Peinigerin an und sprach: »O habt doch Mitleiden; ja, ich will in der Buttermühle laufen, aber um Gotteswillen, schlagt mich nur nicht mehr!«

In diesem Augenblicke flog die Stubenthür heftig auf und Jan sprang hinein; er lief nach Lena hin, hob sie auf und sprach, seinen Ärger nur mit Mühe bewältigend: »Aber, Mutter, wie kannst Du nur so sein; es ist doch Tag für Tag dasselbe, ich kann gar nicht mehr nach dem Felde gehen, ohne daß ich höre, wie Du gegen die

unglückliche Lena schreiest und tobst und sie behandelst wie ein Vieh. Wenn sie doch einmal umgebracht werden soll, so schlag sie lieber auf dem Flecke todt. Siehst Du denn gar nicht, daß sie krank ist und auszehrt?« Bei den letzten Worten stürzten dem Burschen die Thränen aus den Augen und er fügte bittend hinzu: »Ach, Mutter, laß sie doch in Ruhe. Oder sieh, ich sage Dir's: — wenn wieder Soldaten vorbei kommen, so gehe ich mit denen, und Du siehst mich Dein Lebtage nicht wieder!«

»Und ich sage Dir, sie soll in der Buttermühle laufen. Sie soll wissen, wie es ist, den Hund sterben zu lassen!«

»Was sagst Du da, Mutter?« rief Jan mit Abscheu und Ärger, »sie, Lena, soll in der Buttermühle laufen! Nein, Mutter, das geht zu weit; jetzt sag mir auf der Stelle, ob Du bei diesem schändlichen Vorhaben bleibst; sag mir's auf der Stelle!«

»Wie der Dummkopf dasteht und bebt!« rief die Mutter hohnlachend. »Und was wolltest Du denn thun?«

»Höre Mutter,« antwortete Jan mit einem Ernst, der denn doch auf die Pachterin Eindruck machte, »wenn Lena in der Buttermühle geht, so geh ich von hier weg, und wenn Du mich mit Ketten festbändest. Das glaube mir, Mutter, und darauf schwöre ich einen schrecklichen Eid.«

Nun bebte die Pachterin ihrerseits vor Ärger und Verdruß, und es regte in höchstem Grade ihren Zorn auf, daß sie dem Andringen ihres Sohnes nachgeben mußte. Er war das einzige männliche Wesen auf der Meierei und schon kräftig und erfahren genug, um beim Ackerbau die Stelle seines verstorbenen Vaters auszufüllen. Wenn er gegangen wäre, so hätte der Hof fallen müssen. Während nun Lena mit niedergeschlagenen Augen vor der Pachterin stand, rief diese: »Das faule Stück soll sich mir aus den Augen scheren! Geh mit der weißen Kuh auf die Weide; und daß ich Dich vor vier Uhr nicht wieder sehe, oder ich will Dir's eintränken! Und Du, Jan, sag Trinen, daß sie herkommt und buttert.«

Lena ging langsam aus der Stube nach dem Stalle hin, um die Kuh zu holen. An der Thür wandte sie sich nach Jan um und warf ihm einen matten, aber sprechenden Blick, der etwa ausdrückte: »Dank Dir, Du bist der Beschützer einer Leiche; wenn ich im Himmel bin, will ich für Dich beten!«

II.

Da geht nun Lena mit der Kuh an den Bach, um an demselben das dünn wachsende Gras aufzusuchen, welches dort wächst. Sie führt das Thier an einem Seile und geht langsam vor demselben her. Als sie dorthin gekommen war, wo die Haide an den niedrigen Moorgrund gränzt, und wo Erlengebüsch und Wachholdergesträuch seine Schatten wirft, verließ Lena den Fußpfad, auf welchem

sie bisher gegangen war. Dort steht eine Buche, welche gewiß einst ein Vogel gesäet hat; so weit man sehen kann, gewahrt man kein Laub mehr, das dem ihrigen gleicht. Am Fuße dieser riesenhaften Buche sinkt Lena zu Boden, sie neigte ihr Haupt tief hinab, läßt den Strick los und versinkt in ihre gewöhnliche Träumerei. Jetzt in freier Luft, unter dem unermeßlichen Himmel, entlastet sie ihr Herz von dem Jammer, der es drückt; ihr Mund klagt nicht, kein Seufzer entsteigt ihrer Brust, aber eine stille Fluth glänzender Wasserperlen rollt in ihren Schooß. Lange, recht lange hält ihr Schmerz an, doch allmälig werden die Thränen seltener und endlich hebt sie das Haupt wieder empor. Auch schlägt sie den feuchten Augapfel himmelwärts und singt, gleichsam als schickte sie ein Gebet zu Gott:

Nikke-tikke-tak. Nikke-tikke-tu.
Eisen warm,
Hoch den Arm!
Schlag nur zu,
Nikke-tikke-tu!

Was mochte dies geheimnißvolle sonderbare Lied, das Lena sang, nur zu bedeuten haben? Sie selber würde man vergebens um Aufklärung darüber gefragt haben, denn sie konnte sich keine Rechenschaft ablegen, wie es kam, daß ihre Lippen gleichsam unwillkürlich die trippelnden Worte des Liedleins unablässig wiederholten. Sie wußte sich auch nicht zu erinnern, daß irgend Jemand es ihr etwa vorgesungen hatte, sondern glaubte, daß es mit Reim und Maß im Grunde ihres Herzens von selbst sich gebildet hatte. Es gehörte nun einmal zu ihrem räthselhaften Wesen, wie eine zweite ihr allein verständliche Stimme. Und obschon sie weder wußte noch verstand, was das Lied eigentlich besagen wollte, so war es ihr doch lieb geworden als ein reicher Born von Trost und Besänftigung für ihre Leiden, und sie sang es stets, mochte sie nun Schmerz oder Freude fühlen; sie legte den Ausdruck ihrer innigsten Gefühle hinein. Auf ihr eigenes Gemüth aber wirkte das Lied so mächtig, daß sie ganz vergaß, sie sei bestimmt, schlechter Behandlung zu erliegen, nachdem sie es einige Male mit mehr oder minder fröhlichem Ausdrucke vor sich hin gesummt hatte. Das räthselhafte Nikke-tikke-tak hatte ihr Angesicht mit Ruhe und Friede übergossen; sie stand langsam auf, brachte die Kuh an eine bessere Stelle und lief dann in die Haide hinein nach einem Sandhügel, der sich in geringer Entfernung über die weite Fläche erhob.

Auf der Spitze dieser Höhe war die Gestalt eines sitzenden Menschen in den Sand eingedrückt. Ohne Zweifel besuchte Lena diesen Platz recht oft, denn sie setzte sich an der eingedrückten Stelle nieder. Das Haupt nach vorne gestreckt und die Arme auf die Knie lehnend, richtete sie ihren Blick auf einen bläulichen Punkt fernhin nach dem äußersten Punkte des Gesichtskreises. Von diesem Punkte,

der wohl eine abgelegene Stadt sein mochte, schien ein Pfad auszulaufen, der in allerlei Windungen und Krümmungen sich durch die Haide schlängelte, und dann neben dem Pachthofe in der Moorweide auslief. Auf den Punkt also, wo dieser Pfad begann, war Lena's Blick bewegungslos gerichtet; sie saß da wie die Waise eines Fischers, die von hoher Düne herab auf die stille Meeresfläche hinabschaut und ängstlich eines Bootes harrt, das doch nimmermehr wiederkehren wird. Doch ganz so war es nicht mit Lena; zwar harrte sie auch einem Etwas entgegen, aber sie wußte nicht, was es war, wonach ihr Herz verlangte. Wohl blieb ihr Blick fest auf jenen Pfad geheftet, und wohl mochte sie die geheimnißvolle Hoffnung nähren, daß von dort ihr Erlöser kommen würde; aber sie kannte doch Niemand in der Welt, und hundert Reisende mochten an ihr vorbei gehen, ohne daß sie Acht darauf gehabt hätte. War sie denn etwa von Sinnen? — O nein, durchaus nicht, obwohl sie von den Töchtern auf der Meierei nur die Närrin genannt wurde.

Von Leiden heimgesucht, gedrückt und verstoßen, wie Lena war, hatte sie sich ein eigenthümliches inneres Leben für sich selbst geschaffen. Allerdings schienen ihre Handlungen, die man schwer begriff, zuweilen den Stempel der Sinnlosigkeit zu tragen; aber doch hatte bei stetem Versenktsein in sich selbst ihr Geist sich verfeinert und ihre Einbildungskraft eine wunderbare Macht gewonnen. Das eigenthümliche Wesen, das in ihr webte, hatte ihr Urtheil nicht im Mindesten geschwächt; Alles, was um sie vorging und mit ihr geschah, das überlegte und erwog sie wohl, aber das Ergebniß ihres Sinnens und Denkens blieb stets in ihr verschlossen. Zu was hätte sie reden sollen? War sie denn nicht einem langsamen Hinsterben überantwortet.

Die Sonne fiel bereits auf den westlichen Abhang des Sandhügels, es war längst Nachmittag und noch saß Lena da und blickte nach dem bläulichen Punkte. Sie hatte Hunger und spürte ihn wohl, ihr Magen sprach eine peinliche herbe Sprache, doch sie blieb sitzen.

Da drang ein junger Bauer vorsichtig durch das Erlengebüsch am Rande des Baches; mitunter blickte er nach der Meierei, als fürchtete er entdeckt zu werden; endlich kam er an die Buche, wo das junge Mädchen geweint hatte. Dann wandte er sich nach dem Sandhügel, hielt beide Hände an den Mund, um seiner Stimme eine sichere und abgemessene Richtung zu geben und rief: »Lena, Lena!«

Das Mädchen stand auf und ging langsam nach dem jungen Bauer hin, der ihr mit dem Finger ein Zeichen gab, sich neben ihm niederzusetzen. Dann zog er unter seinem Kittel eine dicke Schnitte Brot und ein Stück Speck hervor, schnitt das letztere auf dem Brote in kleine Stücken, bot es dem Mädchen dar, und sprach, während

er einen Krug Bier gegen einen Wachholderstrauch stellte, mit gedämpfter Stimme: »Lena, hier ist Essen und Trinken.«

Das Mädchen blickte ihn mit tiefer Dankbarkeit an, fing an zu essen und sprach: »Jan, Gott wird Dir's lohnen, das Du mich in meinem Jammerleben beschützest. Habe Dank für Deine freundliche Theilnahme.»

In dem Busen des jungen Bauers aber wühlte ein nagender Schmerz, doch sagte er nichts, nur eine flüchtige Thräne fiel aus seinem blauen Auge. Als Lena gegessen hatte, legte sie ihm die Hand auf die Schulter, und begann mit ihm folgendes Gespräch:

»Mein lieber Jan, betrübe Dich meinetwegen nicht; Deine Thränen verursachen mir mehr Schmerz als die Schläge Deiner Mutter.«

»Vergieb ihr, Lena, vergieb ihr um meinetwillen. Denn wenn Du sterben müßtest, ohne für sie zu beten, dann gäbe es ja nachmals für sie keinen Himmel. Sie ist nun doch einmal meine Mutter, darum vergieb ihr.«

»Ich habe ihr nichts zu vergeben, Jan; in mir ist kein Haß, und ich denke sogar nicht an meine Leiden; ich habe schon Alles vergessen.«

»Täusche mich nicht, Lena, wer kann solche Mißhandlungen vergessen?«

»Ich habe Dir's schon mehr als einmal gesagt und Du begreifst mich nicht, weil ich es selber kaum verstehe, wie ich lebe. Während ich geschlagen und gestoßen werde, fühlt wohl mein Körper Schmerz, aber mein Geist bleibt frei und träumt in einemfort von räthselhaften unbekannten Dingen, die vor meinen Augen vorbeischießen und mich erfreuen. Diese Träume sind die Nahrung meiner Seele, über sie vergesse ich Alles, sie reden zu mir von einem bessern Leben und lassen mich ahnen, daß ich nicht ewig verwaist bleiben werde. Muß nun Gott im Himmel mein Vater werden oder soll ich meine Mutter noch sehen, bevor ich sterbe? Ich weiß es nicht!«

»Deine Ältern sind todt, Lena; das hat mir meine Mutter oft gesagt. Aber sei deshalb nicht traurig; sieh nur, wie stark meine Arme schon sind! Nach einigen Jahren bin ich ein Mann. O bleibe doch leben bis dahin, Lena; ich will für Dich arbeiten vom Morgen bis zum Abend, und müßte ich ewig Dein Knecht sein!«

»Du mein Knecht? das wird nimmermehr sein, Jan. Sieh mich nur an und sag mir, was erblickst Du auf meinen bleichen Wangen?«

Der junge Bauer schlug die Hände vor den Kopf und sprach halb in sich mit einem tiefen Seufzer: »den Tod, den Tod!»

Lange war es still unter dem schwankenden Wachholderstrauch, bis Jan Lenas Hand ergriff und zu ihr sprach: »Lena, Du hast Deine verstorbenen Ältern nicht gekannt; von Kindesbeinen an zog

meine Mutter Dich auf und Du hast mehr Leiden und Trübsal ausgestanden, als zehn Menschen ertragen können. Wenn das so fortgeht, dann mußt Du sterben, das bekenn' ich mit thränendem Auge; aber wenn man Dich nun von jetzt an in Ruhe läßt und gut behandelt, wirst Du dann nicht leben bleiben?«

»Leben bleiben?« wiederholte Lena, »wer weiß, wann er stirbt? Ich verstehe, was Du zu thun gedenkst. Aber wozu willst Du meinetwegen Deine Mutter reizen und ihren Haß auf Dich lenken?«

»Wozu?« rief Jan halb ärgerlich, »wozu? Ich weiß es nicht; aber glaub es mir, hast Du einen festen Gedanken, einen Traum, der Dich ganz erfüllt, so habe ich auch einen Gedanken, der mich nie verläßt, bei der schwersten Arbeit sowohl wie im tiefsten Schlafe. Und dieser Gedanke ist: Daß ich Dir das Böse, was meine Mutter an Dir gethan, vergüten muß. O Lena, ich spreche nicht so schön und kräftig wie Du, aber daran zweifle um Gotteswillen nicht: an dem Tage, an dem Du stirbst, würde Jan nicht mehr arbeiten, und wohl bald auf dem Kirchhofe neben Dir unter der Erde liegen! Und wenn Du mich frägst: warum? so kann ich Dir keine Erklärung geben. Unter meinem Kittel schlägt ein gefühlvolles Herz; Du bist eine unglückliche Waise, das ist mir genug. So bleib denn leben, Lena, bis ich erwachsen und großjährig bin, meine Arbeit soll . . . .«

»Nach Haus mit der Kuh!« rief plötzlich aus der Ferne eine drohende Stimme.

Jan stand auf, blickte noch einmal bittend in Lena's Augen und verschwand im Erlengebüsch, nachdem er ihr noch zugeflüstert: »Ich komme gleich auf den Hof; geh nur, sie soll Dich nicht schlagen.«

Lena nahm nun das Leitseil und ging langsam den Pfad entlang dem Hofe zu.

III.

In dem Dorfe Westmal, das in der Nähe von Antwerpen in der Haide liegt, auf der Straße, die nach Turnhout führt, liegt eine Schmiede, in welcher vier Männer, der Meister mit drei Gesellen, mit verschiedenen Schmiedearbeiten beschäftigt waren. So viel man beim Geräusch der Feilen und Hämmer hören konnte, sprachen zwei über den Kaiser Napoleon und dessen Thaten. Einer von den Gesellen, dem an der linken Hand zwei Finger fehlten, begann eben eine ansprechende Erzählung aus den italienischen Feldzügen, als plötzlich zwei Reiter vor der Schmiede anhielten. Der eine rief:

»Holla, ihr Leute, mein Pferd muß beschlagen werden!« Die Gesellen warfen neugierige Blicke auf die Fremden, die nun vom Pferde stiegen. Man sah auf den ersten Blick, daß beide Kriegsleute waren; der eine hatte einen tiefen Hieb, der quer über das Gesicht lief und trug ein rothes Bändchen am Rock; der andere,

obwohl gleichfalls in feiner Bürgerkleidung, schien ihm doch untergeordnet und nahm ihm den Zaum ab. Dabei fragte er:

»An welchem Fuße, Herr Oberst?«

»Vorn, links, Herr Lieutenant,« antwortete der andere leicht hin. Während nun einer von den Gesellen das Pferd nahm und in den Beschlagstand führte, trat der Oberst in die Schmiede, betrachtete sich Alles genau und nahm bald das eine bald das andere Stück Werkzeug in die Hand; es schien, als wäre er damit nicht unbekannt. Wirklich hatte er bald gefunden, was er suchte. In der einen Hand hielt er nun eine schwere Kneipzange und in der andern einen Hammer. Beide Werkzeuge aber betrachtete er mit einem so sonderbaren Lächeln, daß die Gesellen sich darüber verwunderten und gaffend den Fremden anstaunten.

Inzwischen war das Eisen ins Feuer gelegt, der Blasebalg ächzte und sprühende Funken umkränzten die glühenden Kohlen. Die Gesellen standen bereit und hatten den Vorhammer in der Hand. Der Meister nahm das Eisen aus dem Feuer und begann das taktmäßige Schmiedegetöse.

Diese lustige Musik schien auf den Obersten tiefen Eindruck zu machen, seine Züge waren freundlich und es war ihm, als ob ein verlockendes Saitenspiel ihm ins Ohr klänge. Als aber jene das Hufeisen vom Ambos nahmen, um es auf den Huf des Pferdes zu passen, da lief ein Zug verächtlichen Hochmuths über sein Gesicht; — er nahm die Zange mit dem Eisen dem Meister aus der Hand, legte es wieder ins Feuer und rief:

»So nicht! Was macht ihr mir da für grobe Arbeit! Holla, lustig, Jungen, zugeblasen, immer vorwärts!«

Während man ehrerbietig seinem Befehle nachkam und alle ihn mit Verwunderung betrachteten, zog er seinen Rock aus und entblößte seinen kräftig geäderten Arm. Als dann das Eisen weißglühend war, legte er es auf den Ambos; dann faßte er den Handhammer, stellte sich als Feuerwerker an (— der das Eisen mit der Zange kehrt und wendet und die Arbeit leitet —) und rief munter den Gesellen zu:

»Jetzt aufgepaßt, ihr Leute! Ich gebe den Takt; wir wollen ein Hüfchen schmieden, wie des Kaisers Pferde kein Besseres haben. Holla, das geht von der Hand! Und nun paßt wohl auf das Lied:

Rikke-tikke-tak. Rikke-tikke-tu.
Eisen warm,
Hoch den Arm!
Schlagt nur zu,
Rikke-tikke-tu.
Rikke-tikke-tak. Rikke-tikke-tu.
Eisen hart,
Muth gewahrt!

Schlagt nur zu,
Rikke-tikke-tu!

»Und nun beseht mir einmal das Hüfchen!«

Die Gesellen betrachteten das hübsche und leichte Hufeisen, sperrten den Mund auf und waren wie verstummt. Nur allein der Meister schien an was Anderes zu denken und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf, wie Jemand, in dem allerlei Zweifel aufsteigen. Er trat näher zum Fremden hinan, der seinen Rock schon wieder angezogen hatte: aber so scharf er ihn sich auch betrachtete, er schien ihn doch nicht zu erkennen.

Das Pferd war bald beschlagen und stand vor der Schmiede bereit, um seinen Reiter aufzunehmen. Der Oberst drückte dem Meister und den Gesellen freundlich die Hand, legte zwei goldne Napoleons auf den Ambos und sprach: »Einer ist für den Meister, einer für die Gesellen; trinkt alle fröhlich auf meine Gesundheit.« Damit schwang er sich aufs Pferd und ritt mit seinem Gefährten weiter ins Dorf hinein.

Als die beiden Fremden eben hinter einer Ecke verschwunden waren, sahen die Gesellen zumal den Meister mit fragendem Blicke an.

»Oberst, Oberst!« murmelte der eine vor sich hin, »ich behaupte, der Kerl ist ein Schmied oder ist doch einer gewesen. Ich sollte meinen, Ihr müßtet ihn kennen, Meister?«

»Das heißt,« entgegnete der Gefragte, »ich habe in meinem Leben nur einen einzigen Menschen gekannt, der so rasch und leicht ein so schönes Hufeisen schmieden konnte. Und wenn ich mich nicht sehr irre, so ist der Oberst Niemand anders, als Karl van Milgem, den die Leute den Rikke-tikke-tak nannten.

»Der sollte der fröhliche Schmied von Westmal sein? sagte einer der Gesellen, »ich habe viel von Karl Rikke-tikke-tak sprechen hören, aber als einem liederlichen Kerl, einem Trunkenbold, der das ganze Dorf auf den Kopf stellen konnte. Der Oberst sieht mir dazu als ein viel zu ordentlicher Mann aus. Es ist unmöglich!«

Der Meister setzte sich auf den Ambos, schickte sich zum Erzählen an, und sprach Folgendes: »Seht, Mannen, unser Tagelohn ist doch schon doppelt verdient und wir können uns ein wenig ausruhen. Hört und urtheilt selber. Ich sage euch, der Oberst ist kein Anderer, als Karl van Milgem. Vor ungefähr sechszehn Jahren wohnte hier, in dieser selbigen Schmiede, ein junger Kerl, der war mit einem wunderschönen Bauermädchen da aus Moll her getraut. Sie sahen einander so gern, daß das ganze Dorf über eine so himmlische Ehe verwundert war. Karl van Milgem, denn der war es, arbeitete vom Morgen bis zum Abend, daß ihm der Schweiß von der Stirn tropfte; und weil er dabei den ausgeschlagenen Tag am Ambos dasselbe artige Liedlein sang, welches der Oberst so gut

kann, so nannten seine Freunde ihn Karl Nikke-tikke-tak. Allezeit war er lustig, rasch und munter in seinen Antworten, und aus seinem Munde kam kein Wort, worüber man nicht hätte lachen müssen. Auch war in Westmal kein andrer Mensch so allgemein beliebt, als der lustige Schmied Karl. Schon seit einigen Jahren war er verheirathet, ohne daß er Kinder bekommen hätte; da endlich merkte er, daß er doch bald Vater werden sollte. Nun kannte seine Freude keine Gränzen mehr, daß artige Liedlein von Nikke-tikke-tak riß nicht ab von früh bis spät, und der eine oder andere besorgte gar, Karl möchte um seinen Verstand kommen, denn vor lauter Fröhlichkeit war er gar nicht mehr zu halten und zu bändigen. Endlich kam der Tag heran, Karl ward Vater von einem allerliebsten Töchterchen, aber ach, der Arme, seine Frau stand nicht wieder auf. Sie liegt auf dem Kirchhofe begraben; — ihr wißt wohl, da, wo das kleine eiserne Kreuz steht. Von dieser unglücklichen Zeit an war Karl nicht mehr der Mann wie bisher; er ließ den Hammer neben dem Ambos ruhen, machte kaum zweimal in der Woche Feuer an, und fing an zu trinken, als wenn er sich selbst ums Leben bringen wollte. Alle seine Lieder waren vergessen, und er führte ein so schlechtes Leben, daß er ein Skandal für das ganze Dorf wurde. Wenn er sich vollgetrunken hatte und sinnlos nach Hause kam, dann ging er an die Arbeit wie ein Rasender; aber die Magd, welche bei ihm wohnte, um auf das Kind zu passen, wußte ein sicher Mittel, ihn zu beruhigen. Sie gab ihm sein Töchterchen auf den Schooß, und wie betrunken Karl auch sein mochte, wenn er seinem Kinde ins Gesicht sah, so wars als wäre eine unbekannte Zaubermacht über ihn gekommen. Dann lachte er fröhlich wie in früheren Tagen, setzte das Kind auf seine Knie, spielte mit ihm »Zukke zukke Reiterlein« und sang ihm mit neuer Freude sein artig Lied von Nikke-tikke-tak vor. Daß Karl jemals ein eigentlich schlechter Mann geworden sei, glaube ich nicht; Jedermann wußte hinlänglich, daß der frühe Tod seiner allzugeliebten Frau die Ursache seines Verdrusses und seiner Trunksucht war; denn jedesmal wenn Karl über den Kirchhof und am eisernen Kreuze vorbeigehen mußte, und wäre er auch so voll gewesen, daß er kaum stehen konnte, so stürzten die Thränen aus seinen Augen, daß alle Welt es sah. Darum hatte man großes Mitleiden mit ihm, und die Nachbaren versorgten sein Kind mit Allem, ohne daß er es wußte. Dies Leben dauerte ungefähr drei Jahre, da wurde Karl sehr krank und mußte ziemlich lange im Bette liegen bleiben. Seine Freunde hatten ihn mit Hülfe des Pastors während der Krankheit so sehr zugeredet, daß er von seiner Trunksucht völlig genesen zu sein schien; aber es war ein andrer Gedanke in ihm aufgestiegen. Er wollte das Dorf verlassen, wo das Grab seiner Frau ihm zu oft in die Augen fiel, und ohne irgendwem zu sagen, wohin er wollte, verkaufte er seine Schmiede wie sie

lag und stand, an meinen Vater, nahm eines Morgens früh sein Kind mit über die Haide und blieb fort. Und seit jener Zeit haben wir weder von ihm noch von seinem Kinde jemals auch nur das allergeringste gehört.«

»Der Oberst ist Karl Rikke-tikke-tak, kein Mensch kann daran zweifeln!« rief einer der Gesellen.

»Sicher ist es van Milgem selbst« fuhr der Meister fort. »Er nahm vielerlei Handwerkszeug in die Hand; alles was von meinem Vater oder mir gemacht oder gekauft worden war, legte er gleichgültig wieder hin, aber Alles was aus Rikke-tikke-tak's Schmiede noch da ist, betrachtete er mit Theilnahme, — das habt ihr doch auch wohl bemerkt, — und dann seine Kempensprache,*) seine Gewandtheit im Schmieden und vor allem sein Liedchen. Ja, ja, es ist ein Junge aus unserm Dorfe . . . und, wer sollte das denken — ein Oberst!«

Während man auf solche Art in der Schmiede noch weiter über Karl Rikke-tikke-tak fortschwatzte, waren die zwei Fremden in das Gasthaus zur Krone gegangen, hatten ihre Pferde in den Stall gebracht und selber was gegessen; darauf verließ der Oberst allein das Haus, ging zu Fuß über die große Straße und klopfte beim Gemeindeschreiber an. Er wurde in ein besonderes Gemach geleitet, und wartete ziemlich lange, ehe der Schreiber aus dem Felde kam und die Thür mit einer tiefen Verneigung öffnete. »Herr Oberst van Milgem, Ihr gehorsamer Diener — Entschuldigen Sie, daß ich . . . «

Aber der Oberst ließ ihm keine Zeit zu weiteren Komplimenten, faßte ihn bei der Hand und fragte: »Sagt mir nur, Freund, was habt Ihr in Erfahrung gebracht? Ist mein Kind entdeckt?«

»Nein, Herr Oberst, noch nicht,« entgegnete der Schreiber betrübt.

»Weh mir,« seufzte der Kriegsmann, und schlug sich mit der Hand verzweiflungsvoll gegen die Stirn, »soll ich denn alle Hoffnung aufgeben müssen?«

»Herr Oberst« entgegnete der Secretair, »Hören Sie gefälligst meine Erläuterungen an, und Sie werden sich überzeugen, daß wir weit entfernt alle Hoffnung aufzugeben, wahrscheinlich nahe daran sind, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Sie haben mir bei Ihrem letzten Besuche Geld genug hiergelassen, so daß ich keine Kosten zu scheuen brauchte, um Nachforschungen anstellen zu lassen, und dürfen glauben, daß ich nichts versäumt habe, mir Ihr Wohlwollen und die gelobten tausend Franks zu verdienen. Hören Sie

---

*) Die Mundart des Flamischen, wie sie in der Haide von Antwerpen, den Kempen, oder wie man wallonisch sagt, der Campine gesprochen wird.

nun, was ich in Erfahrung gebracht habe. Als Karl van Milgem, — dabei verneigte sich der Schreiber tief vor dem Obersten — mit seinem vierjährigen Kinde von Westmal fortzog, sagte er keinem wohin er zu gehen beabsichtigte; vielleicht wußte er es selber nicht. Ich vernahm dann von Ihnen, und meine Nachforschungen haben die Richtigkeit der Angabe vollkommen bestätigt, daß er zu Weelde, oberhalb Turnhout, sein Kind einem alten Schulmeister Peter Driessens, anvertrauete, der außerhalb des Dorfes mit seiner Frau ein einsames Leben führte. Karl van Milgem hatte den Pflegältern seines Kindes eine kleine eiserne Kiste gegeben, in welcher das für den Verkauf seiner Schmiede gelösete Geld lag; in Zeiten der Noth sollten die beiden Alten dieselbe öffnen, damit es ihnen und dem Kinde an nichts fehle. Darauf ist Karl van Milgem nach Holland gegangen, und hat dort, wie man allgemein vermuthete, Dienste genommen unter dem französischen Feldherrn Pichegru. Seitdem hat er sich nach seinem Kinde nicht mehr umgesehen. So erzählten mir die Leute in Weelde, welche dem Peter Driessens gekannt haben.«

»Die Leute wissen nicht was sie sagen, mein Freund,« fiel ihm der Oberst ins Wort, »ich habe selbst zweimal aus Ägypten geschrieben, um mich nach der Lage meines Kindes zu erkundigen, aber auf meine Briefe kam keine Antwort, und als ich, nach Klebers Tode, wieder in Frankreich ankam, und es mir endlich gestattet war, mein Kind zu besuchen, als ich mit bebendem Herzen über die Haide jagte, und der Stelle nahete, wo ich meine Tochter zurückgelassen hatte, da fand ich nichts als einen Aschenhaufen. Unmöglich kann ich Euch sagen, was ich bei diesem schrecklichen Anblick fühlte. Ihr habt ja auch Kinder! Glücklicherweise vernahm ich von einigen Bauern, daß Peter Driessens mit der kleinen Monica sich aus dem Brande gerettet hatte, und fortgezogen war, um Almosen zu sammeln.«

»Ganz richtig, Herr Oberst; die Frau des Peter Driessens verbrannte zu Asche, er allein entrann mit der kleinen Monica den Flammen; das Mädchen trug er auf dem Rücken und die kleine Kiste in der Hand. Dann bekam er einen schönen Bettelbrief, und ging mit seinem Pflegekinde auf die Reise, um in den Dörfern Hülfe nachzusuchen. Ich weiß von guter Hand, daß man ihn mit der kleinen Monica bettelnd gesehen hat in Ravels, Beerse, Arendonck und Rethy; aber von diesem letztern Dorfe ab war er allein; und ohne die kleine Monica sah man ihn in Meerhout, Olmen, Balen und Moll, wo er krank wurde und starb. Erst seit vorgestern weiß ich wo und an welchem Tage er starb, der Gemeindeschreiber von Moll schickte mir seinen Todtenschein und bemerkt dabei, daß man in dem Nachlasse des Abgebrannten Peter Driessens nichts gefunden habe, daß auf eine Spur leite, wo das Kind geblieben sei, nach welchem ich so eifrig forsche. Auch schreibt er von dem eisernen Kistchen kein Wort. Glauben Sie aber, Herr Oberst, daß Peter Driessens im

Stande gewesen wäre, Ihr Kind schlecht zu behandeln, und es auf der Haide oder im Busche zu verlassen?«

»Nein, bestimmt nicht; er war einst mein Lehrer und immer mein bester Freund geblieben.

Als ich mit meinem Kinde zu ihm kam, und ihm sagte, daß ich nach Holland gehen, und wie Ihr ganz richtig vermuthet, unter Pichegru Dienste nehmen wollte, bat er selbst, ich möchte Monica bei ihm wohnen lassen, sowohl zu seiner eigenen Erheiterung für seine alten Tage, als des Kindes selbst wegen, das ich ja sonst fremden Händen hätte anvertrauen müssen. Ich bin überzeugt, daß er die kleine Monica irgendwo guten Leuten überlassen habe und auch die kleine Kiste, ihren neuen Pflegeältern zum Aufbewahren gegeben hat.«

»Das ist auch meine Überzeugung, Herr Oberst, und da ich in Folge meiner Nachforschungen alle Ursach habe anzunehmen, daß Monica sich irgendwo zwischen Rethy und Meerhout befinden muß, so war es meine Absicht nach Moll zu gehen, und alle umliegenden Dörfer und Pachthöfe zu durchsuchen.«

»Wacker, mein Freund, thut wie Ihr gesagt habt; eure Bemühungen sollen nicht unbelohnt bleiben. Ich habe noch einige Tage Zeit und will versuchen, ob ich Euch behülflich sein kann. Heute Abend schlafen wir zu Lichtaert, und Morgen um Mittag werden wir beim Gemeindeschreiber in Moll sein, um dort zu überlegen, was weiter zu thun ist. Spart kein Geld, Freund, nehmt einen bequemen Wagen und müdet Euch nicht unnütz ab. Also auf Morgen; möge Gott uns einen glücklichen Ausschlag geben.«

Mit diesen Worten stand der Oberst auf, drückte dem Schreiber die Hand und begab sich wieder in die Krone. Eine Stunde später sah man zwei Reiter auf der Straße nach Lichtaert.

IV.

Am andern Morgen in der Frühe ritt der Oberst van Milgem mit seinem Reisegefährten über den sich durch die Haide schlängelnden Weg, der von Lichtaert nach Moll führt. Die Sonne stand in vollem Glanze am blauen Himmel, und zog aus der sandigen Fläche einen hin und her flackernden Dunst, der sie wie eine brennende Glut ohne farbige Flamme erscheinen ließ. Der eigenthümliche Haideduft und der Rauch angebrannter Plaggen *) füllte die Luft; die

*) Wir nennen das, was der Brabanter Schadden heißt, in Westphalen und Niedersachsen Plaggen. Es sind Rasen von kurzem Haidekraut, die man mit einem Spaten von der Haide absticht. Die Schadden werden als Torf gebrannt, und verbreiten in der Luft einen ganz besondern Geruch, der bei günstiger Witterung schon in sehr weiter Ferne von dem Vorhandensein des Haidelandes Zeugniß giebt. Wer einige Zeit im Kempenlande gewohnt hat,

Grillen sangen ihr eintönig Lied und tausend andere kleine Thiere spielten im Geblüm der Haide. Dies Alles wirkte mit mächtiger Gewalt auf das Gemüth des Obersten ein; in solcher Luft hatte er seine schönsten Jahre verlebt; Alles, bis auf das magere Gras herunter, weckte freudige Erinnerungen in ihm auf. Mit gesenktem Haupte ritt er seinem Gefährten voraus, und ließ, in tiefes Schweigen versunken, den Zügel schlaff auf den Nacken seines Pferdes herabhängen.

Länger als eine Stunde unterbrach der junge Lieutenant das Schweigen seines Obersten nicht. Etwa nach Ablauf dieser Zeit ritt er näher zu demselben hinan und sprach mit tröstender Stimme: Herr Oberst, verscheuchen Sie doch Ihren Trübsinn. Ich begreife sehr wohl das Verlangen, Ihr Kind wieder zu finden, aber ein Mann wie Sie, der dem Tode und dem Feinde hundertmal furchtlos ins Auge gesehen hat, soll der sich von einem gewöhnlichen Schmerze niederbeugen lassen?«

»Von einem gewöhnlichen Schmerze?« fragte der Oberst. »In der That, Adolf, es ist ein gewöhnlicher Schmerz, aber darum geht er nicht minder tief. Bedenken Sie es wohl, mein Freund; in meinem ganzen Leben habe ich nur einmal ein Weib geliebt. Es war nur eine Bäuerin, und doch verfolgte mich das Andenken an sie bis aufs Schlachtfeld. Die arme Barbara ist todt! aber sie hat mir ein Kind gelassen, das Pfand unserer Liebe, das sie mir um den Preis ihres Lebens schenkte. Und nun fürchten zu müssen, daß die einzige Frucht unserer Ehe vielleicht als Bettlerin umherläuft, und Hunger und Schmach erduldet, während ich die Mittel besitze, sie für immer glücklich zu machen; — zu wissen, daß meine Barbara vielleicht vom Himmel herab Rechenschaft von mir fordert wegen ihres Kindes . . . «

»Oberst, Oberst!« fiel der Lieutenant ein; Sie fassen Ihren Schmerz zu dichterisch auf; das ist nicht die rechte Weise ihn zu mildern. Betrachtet nur die Sache mit mehr Kaltblütigkeit. Ein Krieger hat immer so viel Macht über sein Gemüth um sich wegen eines Unglücks zu trösten, und wäre es noch so bedeutend.«

»Denken Sie denn, Adolf, daß man sein Herz eben so leicht mit Eisen umgeben kann, wie den Körper? Sie irren. Ich weiß, Sie glauben Ihre Gefühle abgestumpft zu haben, und darauf pochen Sie; aber das ist nur ein eitler Wahn. Sie haben vor sechs Jahren Ihr Dorf verlassen, nicht wahr? Nun sagen Sie mir, wenn Ihr Auge dort hinten am Gesichtskreise plötzlich die Hütte entdeckte,

---

erkennt den Rauch des Schaddenfeuers gleich wieder und wäre er zwanzig Jahre entfernt gewesen. (Es ist eine Art von Moor- oder Höherauch, wie in unseren Haiden).

in der Ihre Mutter wohnt, würde es sich mit Thränen füllen oder nicht?«

Der junge Lieutenant schwieg einige Augenblicke und antwortete dann mit gesenktem Blicke beschämt: »Ja, Oberst, ich würde niederknien und weinen.«

»Also müssen Sie auch begreifen, daß mich ganz und gar die Hoffnung erfüllt, mein Kind wieder zu sehen, und daß ich Thränen vergießen würde, wenn Gott es mich finden ließe. Ich habe weder Mutter noch Vater, weder Bruder noch Anverwandte, es giebt auf der Welt nur ein Wesen, das durch die Bande des Blutes an mich gekettet ist; und dieses Wesen ist das Kind meiner armen Barbara. Als sie dem Tode nahe war, gab sie es mir in die Arme, und sprach noch, als sie den letzten Hauch ausstieß: Behalte es immer lieb.«

Bei diesen Worten war die Stimme des Obersten so leise und gedämpft, daß der Lieutnant, die tiefe Betrübniß ehrend, etwas zurückblieb und seinen Vorgesetzten allein reiten ließ. Dieser aber hielt bald nachher sein Pferd so lange an, bis der Andere bei ihm war. Dann zeigte er mit dem Finger voraus und sprach tief gerührt: »Adolf, legten Sie Ihre Hand auf mein Herz, Sie würden fühlen mit welcher Gewalt das Blut durch meine Adern brauf't. Mein guter Kamerad, wundern Sie sich nicht darüber, daß Wasser in meinen Augen glänzt. Sehen Sie wie dort am Bache, jenseits der Wachholderbüsche eine riesige Buche ihre stattlichen Zweige ausbreitet. Dieser Baum hörte meine ersten Liebesworte. Unter seinem Laube vernahm ein bebendes Mädchen mein schüchternes Geständniß. Hier kennt mich Alles; Gras, Haide, Wasser, Bäume begrüßt mich mit der rührendsten Sprache. Hier wollen wir absteigen. Ich will sehen ob die Rinde der Buche noch die Zeichen unserer Liebe bewahrt hat! . . . «

Sie führten ihre Pferde am Zügel, banden sie an einen Baum und sprangen über das Bächlein. Als der Oberst dicht vor der Buche stand, schlug er die Hände zusammen, bog das Haupt, und starrte mit unverwandtem Blicke auf die in die Rinde geschnittenen Worte, die ihm wie ein Gruß von seiner Barbara entgegen blinkten.

Da plötzlich, als hätte ein geheimer Schlag ihn getroffen, sprang er zur Rechten, und horchte auf ein leises, fernherkommendes Geräusch. Der Lieutenant stutzte über die Bewegung, welche der Oberst machte, und fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Säbel; aber ein Zeichen vom Obersten gebot ihm die tiefste Stille.

Hinter dem Erlengebüsche hervor, das dem Bache entlang sich erstreckte, klangen süße, silberhelle Töne, und bald vernahm man von jugendlicher Stimme den Sang:

Rikke-tikke-tak, Rikke-tikke-tu
Eisen warm,
Hoch den Arm!

Schlagt nur zu,
Rikke-tikke-tu.

Als die Stimme längst schon verklungen war, stand der Oberst noch wie regungslos da. Er wartete wahrscheinlich auf eine zweite Strophe des Lieds. Und als er sie wirklich hörte, sprach er vor sich hin:

Rikke-tikke-tak, Rikke-tikke-tu,
Eisen hart,
Muth gewahrt,
Schlagt nur zu,
Rikke-tikke-tu.

Weiter vernahm er nichts; das Erlengebüsch blieb stumm. Da trat er eilig auf den Lieutenant zu, zog ihn mit sich fort und sprach mit gedämpfter Stimme: »Kommen Sie, Freund, kommen Sie; alle meine Sehnen zittern. Ich bin bis zum Tode gerührt. Sie haben meine Barbara gehört, ihre Stimme, ihr Lied; o Gott was steht mir noch bevor!«

Plötzlich hielt der Oberst seinen Gefährten an und zeigte ihm lautlos ein junges Mädchen das neben Wachholderbüschen im Grase saß. Sie schien nicht zu wissen, daß sie beobachtet wurde; denn ihre weit geöffneten schwarzen Augen waren starr und unbeweglich auf den Buchenbaum gerichtet, und die gebogenen Finger ihrer rechten Hand hingen an ihrem geöffneten Munde, als ob sie all das Geräusch der Haide von sich jagen wollte, um nur ein einziges aufzufassen. — Der Oberst trat näher zu ihr heran, und jetzt erst bemerkte sie mit Schrecken, daß sie von unbekannten Personen scharf beobachtet wurde. Aber ihre Furcht schwand augenblicklich, und sie lächelte den beiden Fremden anmuthig entgegen. Der Oberst, nicht mehr Herr seiner Ungeduld, ging zu ihr hinan, kniete nieder, nahm eine ihrer Hände und fragte: »Wie heißt Du, mein Kind?«

»Lena«, war die Antwort.

Ein Seufzer des Kummers stieg aus der Brust des Soldaten und er rief verzweifelnd: »Lena! O Himmel, sie ist es nicht!« Seinem Auge entstürzten Thränen und er verbarg das Gesicht in seinen Händen. Der Lieutnant wollte seinen Obersten von der Erde aufheben, doch dieser stieß ihn sanft zurück, und deutete ihm an, daß er ungestört seinen Gefühlen sich hingeben wolle. Lena betrachtete abwechselnd die beiden Unbekannten mit fragender Miene, und als sie bemerkte, daß der neben ihr knieende Mann bitter weinte, nahm sie selbst seine Hand und sprach zart und theilnahmsvoll: »Was ist denn die Ursache Eurer Bekümmerniß? Thut das Lied von Rikke-tikke-tak Euch weh, so will ich es nicht mehr singen.«

Der Ausdruck ihrer Stimme machte den Obersten beben; er wischte hastig die Thränen aus den Augen, bog sich noch näher zu

ihr hinan und fragte mit ängstlicher Hast: »Sag, Mädchen, wer hat Dich das Lied gelehrt?«

»Das weiß ich nicht; ich kann es schon lange, aber wie lange, das weiß ich nicht.«

»Erinnerst Du Dich nicht, mein Kind, daß damals, als Du noch ganz jung warst, Du immer ein Geräusch hörtest, wie von Hämmern die auf einen Ambos fallen?«

Lena antwortete auf die Frage nicht; aber sie öffnete ihre Augen weit, und sie rieb mit ihren Nägeln die Stirn, als ob sie eine dort haftende Erinnerung ablösen wollte.

»Horch mal,« rief der Oberst noch rascher, »horch, ob Du das nicht oft gehört hast?« Und er schlug mit dem Stiel seiner Reitpeitsche in die Hand, ahmte das Geräusch des auf den Ambos fallenden Hammers nach und sang:

Rikke-tikke-tak, Rikke-tikke-tu,
Eisen hart,
Muth gewahrt!
Schlagt nur zu,
Rikke-tikke-tu.

Das Mädchen bebte schrecklich und rief dann freudig: »Ja, ja, Rikke-tikke-tak!« und schlug dann auch die Hände nach dem Takte des Liedes in einander.

»Erinnerst Du Dich nicht auch daran, Mädchen, daß ein Mann Dich nach dem Takte von Rikke-tikke-tak auf seinen Knien reiten ließ?« Lena legte den Finger an den Mund und schloß die Augen. Nach einigem Schweigen sprach sie sacht und als ob sie ihrer Sache noch nicht recht gewiß war: »der Mann..., der Mann war mein Vater!«

Bei diesen Worten zitterte der Oberst an allen Gliedern, schon öffnete er die Arme um Lena an sich zu drücken, aber er zögerte wieder: »Aber, Kind, Du heißt ja Lena; denk noch einmal recht nach; weißt Du nicht wie Dich der Mann nannte, wenn er Dich auf seinen Knieen reiten ließ?«

Lena blickte zu Boden, dachte ein Weilchen nach und sprach dann sachte: Er nannte mich liebe . . . liebe . . . Monica.«

»Mein Kind, mein Kind!« rief der Oberst, daß es weit hin über die Haide schallte, und schloß Monica in seine Arme. Das Mädchen aber hob seine rabenschwarzen Augen zu ihm empor, lächelte süß, und hing, vom Gefühl überwältigt, kraftlos am pochenden Herzen des Vaters.

Eine Stunde später kam der Oberst, seine Tochter am Arme führend, aus dem Erlengebüsch und schlug den Weg nach Moll ein; der Lieutenant ritt das eine Pferd, und führte das Andere am Zügel neben sich her. Auf dem bleichen Angesichte Monicas glühete ein rother Fleck, wie man ihn wohl auf den Blättern weißer Rosen sieht; sie konnte ihr Auge nicht vom Antlitz ihres Vaters abkehren,

und lächelte ihm glückselig zu; er aber streichelte dem Mädchen Haar und Schulter, und hielt oft an, um ihr die Stirn zu küssen. Plötzlich entwand sie ihren Arm dem seinigen, um Jemand der neben dem Wege ging, entgegen zu laufen. Der Oberst, der schon aus den Erzählungen seiner Tochter mit ihren Verhältnissen bekannt war, begriff augenblicklich, wer ihn in seiner Freude störte, und hatte keine Zweifel mehr, als seine Tochter laut rief: »Jan, Jan!« Als der junge Bauer herangekommen war, sagte sie hoch erfreut: »Sieh, sieh, dort kommt mein Vater; das war die Stimme, die in mir sprach!«

»Dein Vater?« fragte Jan verwundert, »der reiche Herr da, Dein Vater?«

»Ja, ja, und ich heiße nicht mehr Lena; mein Name ist viel schöner . . Monica!«

Jan war über diese unerwarteten Neuigkeiten dermaßen erstaunt, daß er mit seinen herumirrenden Augen sprachlos bald das Mädchen bald den Obersten anguckte, und erst nach einer Weile sprechen konnte: »dann bleibst Du wohl nicht mehr bei uns, Lena? Soll ich denn allein sterben?«

Inzwischen war der Oberst nahe herangekommen, und unterbrach das Zwiegespräch; er ergriff die Hand des jungen Bauersmanns und sprach freundlich zu ihm: »Jan Dallmans, ich danke Euch, daß Ihr so freundlich und gut gegen mein Kind wart, habt Ihr je einen Beschützer nöthig, Ihr werdet ihn in mir finden. Wir gehen erst nach Moll und von dort nach Frankreich. Betrübt Euch nicht, mein Sohn, über Monicas Glück; das wäre unrecht von Euch. Kommt schnell nach Moll in den Adler, dort könnt Ihr noch einige Stunden mit Monica beisammen sein. Ich werde Euch auch erkenntlich sein.«

Bei diesen Worten drückte er einige Goldstücke in die Hand des jungen Bauers, der wie gefühllos da stand, und selbst den Kuß nicht zu beachten schien, den Monica zum ersten Male in ihrem Leben auf seine Wange drückte. Der Oberst ging mit seiner Tochter weiter, und rief ihm noch einmal zu: »Kommt bald in den Adler, Jan!«

So lange er den Obersten und Monica noch sehen konnte, stand er ohne Regung da; als sie aber hinter einem Hügel verschwunden waren, warf er einen Blick der Verachtung auf das Geld, das er in seiner Hand hielt. Rasch warf er es weit von sich in die Haide, ging vom Wege ab seitwärts, setzte sich nieder, und weinte, bis die Sonne hinter dem Tannenholze verschwand.

Jan ging nicht nach Moll, aber seine Mutter ward vom Flurwächter angehalten mit der kleinen eisernen Kiste dorthin zu gehen. Was für eine Rechnung sie dem Obersten machte, wissen wir nicht; in der Umgegend wurde behauptet, sie hätte den Namen des ihr anvertraueten Kindes abgeändert, um den Schatz zu besitzen, der in

der Kiste lag; und so viel ist richtig, daß der Kasten leer war, als sie diesen dem Obersten einhändigte. Auch ward sie mit Schimpf und Schande als ein böses Weib aus dem Adler gejagt, und hätte Monica nicht fürgebeten, so würden die Folgen ihrer Unredlichkeit für sie noch fühlbarer gewesen sein.

Einige Tage später fuhr ein hübscher Postwagen aus Moll; in demselben saßen drei Personen: ein stattlicher Kriegsmann, eine hübsche Jungfrau und ein junger Herr als Reisegefährte.

V.

Noch eine Stunde, und die Sonne wird ihre Strahlen über die Haide ausgießen, schon zeigt sich im Osten Lichtglanz, die Düsterniß entweicht, und leises Geräusch verkündet das Wiedererwachen der Natur. In der Kammer des einsamen Hofes setzte die Wanduhr ruhelos ihr Getick fort, dort herrschte noch die dumpfe Stille der Nacht ungestört; der Heerd ist kalt.

In dem halbdüstern Winkel des Gemaches steht ein Spinnrad; auf dem Rocken sieht man noch den feinsten gehechelten Flachs und den ungebrochenen Faden, als ob die Spinnerin erst eben ihn verlassen hätte. Wenige Schritte von dem Spinnrade gewahrt man einen menschlichen Körper im Halbdunkel; es ist ein junger Mann, der da sitzend das Werkzeug mit einem seltsamen Ausdrucke betrachtet. Die Arme hat er über der Brust zusammengeschlagen, das Haupt hält er niedergebeugt, und von dem Spinnrade weg schauet er aufmerksam nach dem daneben stehenden Stuhle. Auf seinem Gesichte gewahrt man Zeichen tiefer Betrübniß, ein gedämpftes Feuer strahlt aus seinen Blicken, es war als wohnte Verzweiflung in seinen Herzen; doch zuweilen schwebt ein Lächeln über seine Lippen. Wer ihn so da sitzen sah, konnte glauben, daß am Rade eine unsichtbare Spinnerin säße, mit welcher der junge Mann, vermöge der Augensprache ein rührendes Zwiegespräch hielt. Töne, so sacht, daß sie die Stille der Nacht kaum unterbrachen, gingen säuselnd durch das Gemach. Der Jüngling hält den Finger an den Mund und scheint zu horchen, obschon er selber es ist, der wie bewußtlos singt:

Rikke-tikke-tak, Rikke-tikke-tu,
Eisen warm,
Hoch den Arm,
Schlagt nur zu,
Rikke-tikke-tu.

Er steht auf, nimmt einen Hirtenstab in die Hand und geht langsamen Schrittes aus der Kammer. Träumend wandelt er nach dem Erlengebüsch, dort bleibt er stehen, pflückt eine Blume, lächelt sie selig an, zerpflückt sie und läßt ihre Blätter unachtsam durch die

Finger zu Boden fallen. Er geht an den Saum des Weges und läßt den Blick über die Haide nach den kleinen Hügeln schweifen, sein Auge wird naß, er setzt sich nieder und weint bitterlich. Dann steht er wieder auf, schlendert hin zum Stamme einer stattlichen Buche, in deren Nähe einige dunkelgrüne Wachholderbüsche hin und her schwanken. Dort bleibt er einige Augenblicke, dem Selbstvergessen anheimgegeben, stehen; er horcht zu, als spräche eine geheimnißvolle Stimme aus dem Baume zu ihm; aus seinem Herzen strömt ein leiser Gesang über seine Lippen, und zwischen den Wachholdersträuchen säuseln die Klänge des Liedes:

Rikke-tikke-tak, Rikke-tikke-tu,
Eisen warm,
Hoch den Arm,
Schlagt nur zu,
Rikke-tikke-tu!

Dieser Traum ist nun auch zu Ende; der sinnende Jüngling verläßt den Buchenbaum, und schreitet die Haide entlang; er klimmt auf einen hohen Sandhügel; oben angekommen, steckt er den Hirtenstab vor sich hin, läßt ihn auf seiner Schulter ruhen, schlägt den rechten Arm über denselben, und steht so, auf den Stab gelehnt bewegungslos da wie ein Steinbild. Sein Auge ist auf einen Punkt gerichtet, der sich in der äußersten Ferne des Gesichtskreises zeigt, und von dem aus ein schlängelnder Weg sich über die Haide zieht und neben dem Sandhügel verschwindet. Worauf mag wohl der betrübte Jüngling harren, was soll ihm auf dem Pfade in der Haide kommen? Zu wem führt der Wind die Seufzer, die so dumpf und schmerzlich aus seiner Brust emporwallen? Doch höre, er spricht mit sich selbst; seine Seufzer bilden sich zu Worten, zu einem Namen, den er mit Liebe und Schmerz ausspricht: »Lena . . . Monica!«

Hinter ihm ersteigt ein Bauermädchen den Sandhügel, und als es ihm nahe gekommen, ruft es heftig: »Jan, Du sollst nach Hause kommen!« Der Jüngling springt auf, kehrt sich um, und sieht verdrossen das Mädchen an, das ihn in seinem Sinnen stört. Doch bald scheinen seine Züge wieder ruhig und gleichgültig, er steigt den Berg hinab, und spricht: »Schwester, ich komme schon.« Während er ihr gesenkten Hauptes folgt, sagt sie: »Du führst mir ein schönes Leben, mit allen Deinen Grillen. Du glaubst wohl, daß man das Brot mit Träumen verdient? Die Albernheit treibst Du nun schon ein Vierteljahr, seit die faule Lena, wie sie sagen mit ihrem Vater, weg ist. Der hast Du ihr verrücktes Wesen abgelernt. Da stehst Du vom Morgen bis zum Abend im Nassen und Trocknen auf dem Sandberge und gafft nach den Krähen. Ich wollte mich was schämen! Du läßt unsre kranke Mutter im Bette liegen und keifen, und gehst Deinen gekken Gang. Auf die Weise muß die Hufe

wohl zu Grunde gehen, wir kommen auf's Stroh und Du nach Gheel.*)

Der junge Mann entgegnete auf alle diese Vorwürfe kein Wort, und schien überhaupt gar nicht auf sie zu achten. Er ließ seine Schwester reden, so viel sie wollte, kümmerte sich nicht um ihr Zanken, und folgte ihr gleichgültig in den Pachthof.

VI.

Eines Nachmittags stand Jan wieder träumend unter der Buche und betrachtete Gedenkzeichen, die vor noch nicht langer Zeit in die glatte Rinde des Baums geschnitten waren. Der arme Jüngling schien angegriffen und siech, denn auf seinem Gesichte war die Blüthe der Jugend einer grauen, durchsichtigen Farbe gewichen, seine Augen hatten einen Glanz wie die eines Sinnlosen und sein Haupt hatte sich mißmuthig nach der linken Schulter zu gesenkt.

Mehr als eine halbe Stunde verging, und er stand noch immer regungslos da. Dann hörte er hinter dem Erlengebüsch hervor in den abgefallenen Blätten die Schritte eines Menschen rauschen. Als er sich umwandte, sah er den alten Pastor aus Deeschel näher kommen. Sichtbar zwang er sich seinen Gesichtszügen einen heitern Ausdruck zu geben, und als er den Geistlichen begrüßte, versuchte er zu lächeln, aber ach, dieses Lächeln verrieth nur nagenden Schmerz und Kummer.

Der Pastor gab ihm ein Zeichen, sich im Grase niederzusetzen, faßte ihn bei der Hand, betrachtete ihn mit einiger Theilnahme und sprach im ernsthaftem Tone: »Jan, Jan, hältst Du so Dein feierlich gegebenes Wort? Noch immer unter der Buche! Also willst Du, daß Deine Mutter ihre Drohung wahr macht, und den Baum umhauen läßt, damit Du endlich wieder zu Dir selbst kommst?« Bei diesen Worten durchzuckte den Jüngling eine krampfhafte Bewegung; er richtete sein stechendes Auge auf den Priester und rief: »Wie, den Baum umhauen lassen, die Buche hier? Nein, nein, Herr Pastor, ich würde die Arbeitsleute umbringen!«

Ein solches Auffahren setzte den guten Pastor in nicht geringe Verwunderung. Er hatte schon oftmals versucht durch ermahnendes Zureden dem Jünglinge den Gegenstand seiner Betrübniß in Vergessenheit zu bringen, und glaubte schon, seine Bemühungen hätten Erfolg gehabt. Nun sprach er väterlich und ruhig zu ihm: »Jan, mein Sohn, Du sprichst da sündhafte Worte. Deine Mutter hat das wohl nur so obenhin gesagt, und Du weißt wohl, daß nicht alle ihre Worte ein Evangelium sind. Aber daß Du, ein mit Gefühl und Verstand begabter Mensch, um solche nichtige Sachen, um einen sinnlosen Traum, Dich hinreißen läßt zu Androhungen von

*) Gheel, das bekannte Dorf im Kempenlande, wohin man die Irren schickt.

Mord, das begreife ich nicht, und das thut mir wehe. Habe ich es verdient, daß Du mir solche Antworten giebst.«

»Vergebt mir, Herr Pastor,« sprach der junge Mann mit wirklicher Reue. »Ich weiß, Ihr wollt nichts als was mir gut und vortheilhaft ist; aber in meinem Herzen steckt etwas Unbegreifliches, das mehr Macht über mich hat als Euer Wort und mein Wille.«

»Höre Jan, es steht geschrieben: Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um; und so ist es auch mit Dir, mein Sohn. Wenn Du Dich nicht in Träumereien verlörest, die Deinem Körper im höchsten Grade schädlich sind; wenn Du auf dem Felde arbeitetest, wie es Deine Pflicht ist, dann würdest Du bald die Ursach Deines Kummers vergessen; Gesundheit und frischer Muth würden bald wieder bei Dir einkehren, und Du würdest Deiner kranken Mutter wieder nützlich werden. Aber nein, Du verbringst Deine Tage hier unter diesem Baume oder auf dem Sandberge, und bist nicht allein ein arger Sünder, indem Du Deine Pflichten gegen Gott und Deine Mutter nicht nach Gebühr erfüllst, sondern auch ein sinnloser Thor, der Dinge hofft, die unmöglich sind, und sein Leben an einen ganz eiteln Wahn hängt.«

»Oh, ich habe noch lange nach ihrer Abreise gearbeitet, und kam nur hierher, wenn die Arbeitszeit vorüber war. Ich habe auch gehofft, daß ich sie würde vergessen können — aber ach, ihr Bild folgte mir überall hin. Am Pfluge raunte sie mir meinen Namen ins Ohr, auf der Dreschtenne sangen die Flegel mir das liebe Rikke-tikke-tak, in der Stimme der Vögel hörte ich ihre Sprache, jedes Geräusch, jede Stimme in der Natur rief mir zu: Monica, Monica! Wozu war mir die Arbeit nütze? Wußte ich denn, was ich that? Ach nein, es half mir nichts. Im Schlafe selbst lebte ich ein helleres Leben als bei Tage, denn ich fühlte Trost, ich sah sie, ich sprach mit ihr, aber Ruhe hatte ich doch nicht. Nun kann ich nicht mehr arbeiten, wenn ich auch wollte, ich bin matt wie ein Kranker.«

Der Pastor schüttelte den Kopf und schwieg eine Weile, dann faßte er aufs Neue die Hand des jungen Menschen und sagte: »Höre, Jan, Du mußt mir sagen, ob Du so bleiben willst oder nicht. Es ist einmal ausgemacht, und Du weißt es auch, daß Monica niemals wieder hierher zurückkehrt; und wenn sie wieder käme, so wäre Alles nur noch schlimmer; sie ist ein reiches Mädchen und Du ein Bauerbursch, Dein Hinsiechen ist also eine reine Thorheit.«

»Aber kann ich sie denn vergessen?«

»Willst Du das denn wirklich?

»Ich wünsche es vom Grunde meines Herzens, denn seit lange sind meine Träume nichts mehr als Galle und Bitterkeit, da Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung mein Herz erfüllen.«

»Nun wohlan, so zeig einmal, daß Du wirklich Muth hast und

genesen willst; erfülle den Wunsch Deiner Mutter und folge meinem Rathe und geh nach Mecheln.«

»Da stürbe ich, Herr Pastor.«

»Warum denn?«

»Warum? Ich war vor einigen Monaten in Brüssel, wo ich acht Tage bleiben mußte. Was habe ich in der kurzen Zeit geweint! was für Leiden habe ich ausgestanden!«

»Ich begreife Dich nicht!«

»Nun, ich will es Euch sagen. Als ich wieder nach Hause zurückkehren durfte, ging ich Nacht und Tag ohne Ruhe und Rast. Als zum ersten Male der Rauch des Schaddenfeuers mir vom Winde entgegengeführt wurde, fing ich aus Rührung wie ein Kind zu weinen an; als ich im ersten Tannenwalde war, kniete ich nieder und dankte Gott mit lauter Stimme, daß ich meine geliebten Nadelbäume wieder sah; vom ersten Haidekraut, das ich sah, habe ich gegessen, um die liebe Pflanze näher am Herzen zu haben. Und als ich hierher kam, ging ich nicht graden Wegs nach Haus, sondern erst zu meiner Buche, um die ich meine Arme schlang, ich sprach mit den Wachholderbüschen als wären sie Menschen gewesen. Und Ihr macht mir den Vorschlag, sechs Jahre lang von meiner Haide entfernt zu bleiben, — unmöglich!«

»Mein Sohn, ich weiß aus welchen Gründen Dir die Haide lieber ist, als Anderen; aber gerade diese Ursache müssen wir beseitigen. Das Studiren (— im Priesterseminar —) wird besser als körperliche Arbeit, das Bild, welches Dich verfolgt, aus Deinem Geiste vertreiben, und die Überzeugung, daß Du bestimmt bist, Dich ganz dem Dienste Gottes zu weihen, wird Deine weltlichen Träume wohl überwinden; daran zweifle nicht.« Der Priester sprach diese Worte mit nachdrücklichem Tone und nicht ohne innere Bewegung, die einen tiefen Eindruck auf Jan machte. Er fuhr fort: »Ich will Dir noch weitere Gründe sagen, um Dich auf bessere Gedanken zu bringen. Jan, Du bringst Dich selbst um, wenn Du Dein Leben mit dieser unaufhörlichen Traurigkeit erschöpfest. Glaubst Du, daß Gott Dir Deine sündige Thorheit vergebe, wenn Du bis zum Tode darin beharrest. In Deinem eitlen Traumleben denkst Du lediglich an eine einzige Sache. Kommt Dir wohl ein Gedanke in den Sinn, der zum Himmel aufsteigt? Sind das Gebete, die Du mit dem Munde sprichst, während Deine Gedanken die Gottheit höhnen, indem Du ein Menschenbild selbst in dem Tempel des Herrn anbetest? Und denkst Du wohl daran, daß das Grab sich vor Dir aufthut, daß Du Deine Seele dem Bösen überliefers, und daß das ewige Feuer der Lohn für Dein sinnloses Verfahren sein muß?«

Diese Worte sprach der Priester mit großer Eindringlichkeit und sie verfehlten ihre Wirkung auf das Gemüth des Jünglings nicht. Er glaubte wohl, daß der Geistliche ihm schreckliche Wahrheiten gesagt

habe, und bebte nach so drohenden Worten zusammen. Eine Weile blickte er lautlos vor sich hin, und dann sprach er, den Kopf emporhebend wie einer, der eben einen Entschluß gefaßt hat der ihm sehr schwer geworden: »Wohlan, Vater, es mag drum sein, ich will nach Mecheln gehen.«

»Morgen?« fragte der Pastor erfreut.

»Schon morgen? Morgen schon meine Haide verlassen und vielleicht auf immer?«

»Nein, Jan, rede doch nicht so thöricht. Du kannst alljährlich deine Mutter mehr als einmal besuchen, und während die Unterrichtsstunden ausgesetzt sind, Dich hinlänglich deiner Haide erfreuen. Und wenn Du erst Priester bist, so kannst Du in einem Dorfe des Kempenlandes angestellt werden, und dann ein ruhiges und friedliches Leben in der Haide genießen. Also Morgen, nicht wahr?«

»Meinetwegen denn, morgen; es ist ein Wort.« Und er rief noch einmal mit so schneidender Stimme, daß es weithin durch das Erlengebüsch drang: »Morgen, morgen!« Dann schlug er sich mit beiden Händen vor die Stirn und war nicht Herr seiner Thränen.

Eine halbe Stunde nachher ging er an der Hand des Pfarrers dem Hofe zu.

VII.

Als Monica die Haide verließ war ihr Herz voll seliger Freude; ihre Träume waren erfüllt; hatte sie doch den gefunden, nach welchem sie so viele Jahre auf dem Sandhügel ausgeschaut! Sie freuete sich der Liebe ihres Vaters und der Beweise seiner zärtlichen Aufmerksamkeit, und dachte nicht daran, daß Jemand auf dem einsamen Pachthofe über ihren Wegzug trauerte. Sie vergaß bald ihr früheres Schicksal, und ihn, der ihr in den Tagen des Unglücks ein Freund und Vertheidiger gewesen war.

Als sie mit ihrem Vater in Paris angekommen war, gab man ihr die besten Lehrer, und da sie aufgeweckten Geistes war, leicht auffaßte, und durch stete Ermuthigung ihres Vaters aufgemuntert wurde, so wußte sie nach Verlauf von vier Jahren Alles, was eine wohlerzogene Jungfrau zu wissen nöthig hat, um in Gesellschaften neben andern zu glänzen. Mit körperlicher Schönheit war sie von der Natur ohnehin begabt. Anfangs erschien gesunde Röthe auf Monicas Wangen, und bald wurde ihr Körper stärker und voller; ein zufriedenes Leben gab ihr die Gesundheit zurück, und man mußte glauben, daß ihr Hinwelken aufgehört habe. Der Mensch gewöhnt sich an Alles, am leichtesten aber an das Glück. So ging es auch mit Monica; ein ganzes Jahr lang fand sie Vergnügen an Allem, ging in Abendgesellschaften und auf Bälle, liebte die Welt und bewarb sich um deren Beifall.

Doch dieser unbefangene Genuß hielt nicht lange Stand, zuwei-

len schossen flüchtige Erinnerungen vor Monicas Augen auf, und im zweiten Jahre schienen stille Träume wieder ihres Gemüthes sich zu bemächtigen. Wenn Musik erschallte, beim Glanze der Lichter mitten im Festgewühl, blieb sie immer zerstreut, als ob ein geheimer Gedanke sie verfolgte. Diese Aufwallung ihres träumerischen Herzens war freilich schwach; sie gestand ihrem Vater geradezu, daß sie noch manchmal die Haide mit der stattlichen Buche und den schwankenden Wachholdersträuchen vor sich sah. Diese Geständnisse aber machte sie mit lächelndem Munde, und spottete ihrer eigenen Träumerqual, — denn so nannte sie es. Sah sie auch in dem Traumbilde, das sie vom Gebüsch der Haide sich ausmalte, eine Menschengestalt, einen Jüngling, der um sie trauerte? Wer kann es wissen, da sie selbst niemals sich oder andern darüber Rechenschaft ablegte?

Allmälig aber stieg in Monica eine Abneigung auf gegen die Welt und ihre Vergnügungen; sie besuchte Abendgesellschaften und andere Festlichkeiten nur noch darum, weil ihr Vater in sie drang und begann die Einsamkeit zu suchen. Von Zeit zu Zeit bewegten sich ihre Lippen unwillkührlich, und das vergessene Lied von Rikketikke-tak schwebte kaum vernehmbar um ihren Mund. Das Roth wich von ihren Wangen, sie ward wieder mager und kränkelte, so daß ihr Vater, nachdem er alles Mögliche versucht, sie aufzuheitern, zu fürchten anfing, er werde sein Kind überleben. Ein gelehrter Arzt, den er zu Rathe zog, rieth ihm Monica bald möglichst zu verheirathen, und sprach als feste Überzeugung aus, daß Monica unfehlbar genesen würde, wenn man sie dazu vermögen könne, einen Mann zu wählen. Oberst van Milgem dachte dabei wohl an niemand anders als den jungen Offizier Adolf, seinen getreuen Gefährten, der zugegen war, als der Vater seine Tochter wieder gefunden.

Er hatte alles Mögliche gethan um Monica's Aufmerksamkeit auf Adolf hinzulenken. Sie war allerdings nicht gefühllos gegen seine Beweise von Liebe und seine schätzbaren Eigenschaften, aber Gegenliebe hatte sie nicht für den jungen Offizier, gegen dem ihr Herz eiskalt blieb. Das schmerzte den Vater tief; er sah sich ja nun des einzigen Mittels beraubt, auf das er alle Hoffnung, seine Tochter zu retten, gesetzt hatte. Fast täglich versuchte er, aus ihr herauszubringen, was es denn war, wonach ihr Herz verlangte, und woraus ihr Leiden entsprang; sie aber behauptete, sie sei gar nicht krank, und antwortete auf seine Fragen mit den zärtlichsten Liebkosungen. Nur so viel konnte der Oberst aus Allem abnehmen, daß sie nach Brabant und in die Haide zurückzukehren verlangte, kurzum: daß sie Heimweh hatte.

Mehrmals hatte er seiner Tochter versprochen, mit ihr ins Kempenland zu reisen, und dort eine Weile mit ihr zu bleiben, damit sie

in der Haideluft sich wieder erhole, aber immer wurden seine desfallsigen Entschlüsse durch die wechselnden Kriegsläufte über den Haufen geworfen. Endlich hatte er, gegen Anfang des Jahres 1813, vom Kriegsminister Erlaubniß erhalten, im nächsten Frühjahr drei Monate auf Urlaub gehen zu dürfen. Als Monica die Gewißheit hatte, nun bald wieder zu ihrer geliebten Heimath zurückzukehren, schien sie wieder gesund zu werden. Dann aber kamen aus dem Norden allerlei schreckliche Nachrichten, beinahe das ganze französische Heer wurde durch die Russen und die furchtbare Kälte vernichtet, und Niemand konnte voraussehen, welcherlei Wechselfälle Napoleons Niederlage im Gefolge haben würde. Die in Frankreich zurückgebliebenen Kriegsleute waren alle von Entsetzen befallen. Der Oberst konnte die aller Welt bekannten Nachrichten vor Monica nicht verheimlichen, noch ihr den Kummer ersparen, daß nun die Reise ins Kempenland zum allermindesten ungewiß erschien.

Plötzlich kehrte der Kaiser ohne sein Heer aus Rußland zurück und ließ durch den Senat einen Beschluß verkündigen, welcher dreimalhunderttausend junge Leute unter die Waffen rief. Auch der Oberst erhielt Befehl an der Spitze seiner Leute nach Deutschland aufzubrechen und sich dort dem Heere anzuschließen. Er übergab seine Tochter einer Pensionsanstalt und wand sich los aus den Armen seines trostlosen Kindes, um dem Kaiser über den Rhein zu folgen. Sechs Monate später, auf dem Schlachtfelde bei Dresden, traf ihm eine Kugel das Knie. Nachdem seine Wunde geheilt war, blieb sein Bein steif, er hinkte sein Lebelang und mußte am Stocke gehen. Diese Gebrechlichkeit war Ursache, daß man ihn, auf sein Ansuchen, nach Paris zurückkehren ließ, wo er seine Monica noch mehr abgemagert fand, mit bleichem Gesicht und schwimmenden Augen; sie war unachtsam und sprach wie im Traume. Nur zwei Saiten in ihrem Herzen waren noch voll Gefühl, zwei Triebe lebendig: ihre Liebe zu ihm und dem Kempenlande, um welches sie trauerte. Sogleich traf der Oberst die nöthigen Vorkehrungen, um mit Monica nach Brabant abzureisen. Nach Antwerpen ward ein Bote vorausgesandt, um dort ein bequemes Haus zu miethen und einzurichten; dort wollte van Milgem so lange wohnen, bis die Zeitläufte sich günstiger gestalteten; später dachte er ein Gütchen in der Nähe von Moll zu kaufen.

Einige Tage später reisten sie in einem Postwagen ab. Auf der Reise in die Heimath begab sich nichts Besonderes. In Antwerpen aber, und als der Wagen sich der Wohnung des Obersten näherte, blickte Monica aus dem Wagen auf die Straße. Plötzlich stieß sie einen lauten Schrei der Verwunderung aus, der den Obersten erschreckte. Als er nach der Ursache des auffallenden Benehmens fragte, entgegnete Monica: »Es ist nichts, Vater, ich erschrecke ja so leicht. Da sah ich auf der Straße einen armen jungen Men-

schen in schlechten Kleidern, der mich so wild anstarrte, daß es mir ins Herz fuhr. Und siehst Du Vater, er sah dem Jan van Dael so ähnlich, darum entfuhr mir ein Schrei. Doch der war es nicht; jetzt ist Alles vorüber, ich bin wieder ruhig.«

VIII.

Seit der Ankunft des Obersten zu Antwerpen waren sechs Wochen verflossen.

Auf dem Speicher eines geringen Hauses, auf dem Guldenberg, saß nach Einbruch des Abends eine stockalte Frau bei der Lampe und klöppelte Spitzen. Ihre Umgebung gewährte einen höchst dürftigen Anblick; denn die Alte wohnte unter den nackten Dachziegeln, und als Hausrath hatte sie nur einen kleinen Tisch, zwei schlechte Stühle und ein Bett, dessen Decke aus allerlei Arten Lappen zusammengeflickt war. Gleichgültig schien sie ihre Klöppel durch einander zu werfen; doch von Zeit zu Zeit bog sie das Ohr nach dem Alkoven hin, wo das Bett stand, und horchte aufmerksam auf ein leises Geräusch.

Eben hatte sie beide Hände ruhig auf dem Spitzenkissen liegen, da ging die Thür des Dachkämmerleins auf, und eine andere Frau trat ein. Die Alte legte ihren Finger auf den Mund, und deutete durch ein sachtes Pst! der Andern an, sie möge sich still verhalten. Sie stand auf, ging ihr entgegen, führte sie an der Hand zum Tische hin, und sagte, während sie ihr den Stuhl anwies: »Trine, seid was still, denn er schläft so ruhig.«

Trine zog ein Strickzeug aus ihrer Tasche und sagte eben so leise: »Aha, das ist der Mensch den Ihr ins Haus genommen habt. Nicht wahr, Meeken (— d. h. Großmutter; man nennt jede alte Frau so —) Ihr habt ein gutes Werk daran gethan, wenn sich die Sache so verhält, wie die Leute erzählen.«

»Ja, Trine, das könnt Ihr glauben, ohne mich wäre der arme Junge todt oder begraben.« Nachdem Trine in allen Ecken des Speichers herumgeguckt hatte, fragte sie wieder: »Aber, Meeken, wenn ich mich nicht irre, so habt Ihr den jungen Menschen wohl schon fünf oder sechs Wochen auf eurer Kammer. Wo schlaft Ihr denn?«

»Ja, Trine, wo schlaft Ihr denn? In jenem Winkel auf einem Stuhle, mit dem Kopfe auf dem Tische. An mir ist doch nicht viel mehr gelegen; ich habe meine Zeit gehabt.«

»Wie könnt Ihr das nur aushalten; sechs Wochen lang unter kein Laken zu kommen; das ist ja zum Umkommen!«

»Ja, Trine, Jeder giebt seinem Nebenmenschen was er hat; die reichen Leute geben ihr Geld, — ich gebe was ich habe, mein Bett und meine Ruhe.«

»Nun, ich muß gestehen, das könnte ich nicht; aber es ist doch

schön von Euch, Meeken, und Gott wird es Euch lohnen. Aber ich weiß eigentlich noch nicht durch die ganze Geschichte recht durchzufinden; der eine sagt dies, der andere das, und am Ende weiß man gar nichts. Wie verhält es sich denn eigentlich mit der Sache?«

»Das will ich Euch wohl erzählen; aber kommt, setzt Euch was näher her, sonst wacht er auf. Es war vor fünf oder sechs Wochen auf einen Sonnabend, so um elf Uhr in der Nacht. Ich hatte etwas Milz gekauft für meine Katze, und da die den ganzen Nachmittag nicht zu Hause gewesen war, nahm ich meine Blechlampe und ging da nach der blinden Mauth hin, zwischen die Karren und Wägen, um meine Wetterhere da zu suchen. Als ich nun da herum zuckele und rufe: Pusken! Pusken! da höre ich ein Gestöhn wie von einem Menschen. Ich erschrecke und springe auf, und gucke auf die Erde. Ach, ich kann Euch gar nicht sagen, wie sehr ich mich verjagte, denn da lag ein Mensch auf dem Rücken und sein ganzes Gesicht war voll Blut!«

»Ach Gott, voll Blut?«

»Ja, Trine, voll Blut! Ihr könnt Euch wohl denken, ich lief schnell zu den Nachbarn, die kamen mit Licht gelaufen, und da sahen wir, daß es ein junger Mensch war, der wahrscheinlich auf einem Kohlenwagen hatte schlafen wollen und heruntergefallen war. Er mochte wohl ziemlich lange da gelegen haben, denn das Blut, das aus seinem Kopfe hervorsieckerte, war schon beinahe ganz geronnen.«

»War er denn todt, Meeken?«

»Ach, todt! Einfältiger Schnack; er liegt ja in dem Bette da!«

»Ja Meeken, Schaf, was wollt Ihr denn? Wer kann gleich Alles wissen! Also gut, was thaten sie dann?«

»Ja, was thaten sie! Sie machten's wie immer, viel Geschrei und wenig Wolle. Da lag nun der junge Mensch in seinem Blute auf den kalten Steinen, und mir brach mein Herz, als ich das so mit ansah. Da dacht' ich so bei mir, die Menschen sind alle Brüder, und wartete nicht bis der Doktor kam, um den Unglücklichen ins Krankenhaus zu schicken. Ich hob ihn auf und brachte ihn in mein Bett.«

»Aber, Meeken, wie konntet Ihr ihn denn besorgen und unterhalten, wenn Ihr nicht etwa einen tüchtig mit Sparpfennigen gefüllten Strumpf unter dem Dache stecken habt?«

»Ach nein, Trine, ich habe viel gearbeitet und auch schon ein bischen Schulden gemacht; aber das will nichts sagen, was gern geschenkt wird, giebt unser Herrgott wieder zurück.«

»Das sind mir wunderliche Dinge! kennt Ihr denn seine Ältern, oder wißt Ihr, wo er her ist?«

»Nein, darum habe ich ihn noch nicht gefragt, wenn's ihm aber im Kopfe fiebert, dann träumt er immer sehr laut, und da hab ich wohl gehört, daß ihm Vater und Mutter gestorben sind.«

»Und weiter habt Ihr noch nichts aus seinen Worten abnehmen können?«

»Nein. Ich weiß nicht was er immer mit einem Buchenbaum will, und mit der Haide und mit Tannenbüschen, wovon er so allerlei schwatzt. Latein sprach er auch und manchmal rief er: Monica! Monica, wahrscheinlich heißt seine Mutter oder Schwester so. Er kann ein Liedchen, Trine, ich gäbe sechszehn und 'nen halben Stüber drum, wenn Ihr das hörtet; da drin kommt immer Rikke-tikke-tak vor, und Ihr könntet danach tanzen. Und was das schönste war, er sprach immer so, als ob sie ihn gegen seinen Willen zum Pastor hätten machen wollen. Da habe ich mir seinen Kopf betrachtet und zugesehen, ob ihm noch keine Platte geschoren ist. Aber auf seinem Krollkopfe ist noch kein Scheermesser gewesen.«

»Ach Gott, er ist gewiß ein armer Junge, der betrunken war oder den Verstand verloren hat.«

»Den Verstand verloren, Trine, den Verstand verloren? Ihr solltet ihn nur einmal sprechen hören, Ihr fielet gewiß auf die Knie. Alles was er sagt, ist wie gedruckt, und die schönste Rede von unserm Caplan ist nichts dagegen. Seht, da hängen seine Kleider, was das für ein feines Laken ist! Jedesmal, wenn er den Mund aufthut um mir zu danken, stürzen mir die Thränen aus den Augen; es ist als wenn ein Engel spricht. Wahrhaftig, ich seh' ihn lieber als wenn er mein eigen Kind wäre, und wenn er bei mir bleiben will, so will ich für ihn arbeiten bis auf mein Todtenbett. Er nennt mich Mutter, Trine; Ihr müßtet hören, wenn er das so sagt.«

»Wie geht's aber nun mit ihm? Bessert es sich?«

»Oh ja! Einen Monat lang lag er ohne Besinnung da, und hatte schreckliches Fieber im Kopfe, aber seit ungefähr acht Tagen geht's nun besser. So nach und nach bekommt er seinen vollen Verstand wieder. Wenn er mehr vom Sprechen wäre, dann würde ich auch mehr wissen, aber er spricht nur um sich zu bedanken und fragen mag ich ihn nicht. Er heißt Jan, das hat er mir gestern gesagt; das übrige wird wohl kommen, Trine, wenn er sich erst ein Bischen mehr erholt hat. Ach, er ist schrecklich abgemagert, und bleich ist er, wie Eure Mütze. Das erste Mal als er aufstand, war er so schwach, daß er hingefallen wäre, wenn ich ihn nicht in meine Arme genommen hätte.

»Ach, das arme, arme Schaf!«

»Na, nun ist es doch viel besser; er kann schon recht gut gehen und sagte gestern, er wollte heute Abend ausgehen und ein wenig Luft schöpfen.«

Eben hatte Meeken Teerlinck diese letzten Worte gesprochen als hinter dem Bettvorhange eine leise Stimme sprach: »Mutter, gute Mutter.« Dieser Name und der Ton mit welchem er gesprochen

wurde, mußte einen ungewöhnlichen Zauber auf das Gemüth der alten Frau üben, denn ihr Auge erglänzte von tiefer Rührung. Hastig nahm sie die Lampe und ein Glas mit Wasser und Milch und trat ans Bett. Der Kranke sah sie mit so viel Liebe und Dankbarkeit an, daß Meeken den Kopf wegwandte, um sich eine Thräne von den Wimpern zu wischen. Inzwischen faßte der Jüngling eine ihrer Hände und drückte einen langen Kuß darauf. Dabei sagte er wieder: »Gute Mutter!« Trine, der das Herz klopfte, machte den Hals möglichst lang, um das Gesicht des Kranken zu sehen, und sie erschrak nicht wenig, als seine hohlen Augen sich auf sie richteten; sie schob ihren Stuhl zurück, als wollte sie von einer unheilvollen Erscheinung recht weit weg kommen. Der Kranke schlug seinen magern Arm um Meekens Hals und zog sie näher zu sich heran; wahrscheinlich sagte er ihr etwas ins Ohr, denn sie holte ihm gleich seine Kleider, legte sie auf das Bett und schob dann gleich den Vorhang zu. Darauf ging sie wieder zum Tische hin und sagte hocherfreut ganz leise zu der zitternden Trine: »Er will aufstehen.« Aber diese Worte schienen die Nachbarin durchaus nicht zu beruhigen, denn sie wurde bleich und sah ängstlich nach der Thür hin. Ohne Zweifel trieb Schreck und Angst sie, die Kammer zu verlassen, ehe der junge Mensch sich blicken ließ, aber stärker war doch die weibliche Neugier, welche sie an ihren Stuhl gefesselt hielt.

Nach einiger Zeit wurde der alte Vorhang etwas zurückgeschoben. Meeken ging auf den Kranken zu, half ihm vom Bette weg und unterstützte ihn bei seinem Gange bis zum Tische.

Sollte dies lebendige Gerippe der junge Bauer sein, den wir kennen? Ja, der Unglückliche war es. Die Knochen drangen aus der bleichen Haut heraus, seine Augen lagen tief in ihren dunklen Höhlen, sein Rücken war gebogen, sein Kopf hing zur Seite. Seine schmutzigen und grob geflickten Kleider waren kaum besser als die eines Bettlers. Was für Schicksale mochten ihn betroffen haben. Nun stand er vor dem menschenfreundlichen Meeken, und hielt eine Hand der Alten fest, sah sie mit sanften Ausdruck an, wie ein schmeichelnd Kind und sprach: »Gute Mutter, ich möchte wohl ausgehen; das wird Euch nicht ängstigen.«

»Gut, Jan, mein Junge, Ihr seid noch so schwach, lieb Schaf; Ihr könntet umfallen; denkt nur wie mich das erschrecken würde.« Man sah in den runzligen Zügen Meeken's, daß es ihr Ernst war mit ihrer Angst, und Jan war tief gerührt durch ihre Güte. »O, Mutter,« seufzte er, »warum habt Ihr mich so lieb? Ja, seid mein Schutzgeist, was Niemand thun konnte, das thut noch die uneigennützige Liebe einer armen Frau. Du wunderbar gute Seele. Du stehst am Rande des Grabes und in deiner Brust ist noch Zärtlichkeit genug, um einem Unglücklichen wie mir das Leben zu versüßen, und mich aus dem tiefsten Abgrunde der Verzweiflung wieder em-

por zu heben. O, ich habe Gott gebeten, daß er Dich segne. Urtheile, wie dankbar ich gegen Dich bin, gute Mutter; es ist das erste unzerstreute Gebet, welches ich seit sieben Jahren an den Himmel gerichtet habe.«

Die Sprache des Jünglings hatte einen eigenthümlichen und begeisterten Ausdruck, der auf Trinens Gemüth einen tiefen Eindruck machte, ihre Beklommenheit war verschwunden, und nun hörte sie mit gaffendem Munde und weit aufgesperrten Augen auf des Jünglings Worte, welche sie entzückten und rührten, als hätte sie ein wohlklingend Saitenspiel vernommen. Meeken warf einen fragenden Blick auf sie und schien sagen zu wollen: »Nun, was sagt Ihr zu meinem Sohn, ist der von Sinnen?« Aber Trine blieb still auch nachdem Jan zu sprechen aufgehört hatte.

»Armer Junge,« seufzte Meeken, »habt nur frischen Muth. Ich bin freilich arm und gebrechlich; doch wenn Ihr bei mir bleiben wollt, so seid Ihr immer gern gesehen, ich will mit meinen Händen für Euch arbeiten.« Der Jüngling drückte die Hand der Alten an seine Lippen, antwortete aber nicht. »Jan,« sprach Meeken sanft, »wenn Ihr gern ausgehen wollt, so laßt Euch durch mich nicht abhalten; ich will mit Euch gehen.«

»Gute Mutter,« entgegnete Jan freundlich bittend, »ich möchte ausgehen, aber ich muß allein sein, mir brennt der Kopf, in der Einsamkeit werde ich Kühlung finden. Morgen, gute Mutter, sage ich Euch, wer ich bin, und welch ein Kummer mir mein Leben vergiftet hat. Nun laßt mich gehen, und bleibt ruhig zu Hause, nach einer Stunde bin ich wieder hier.«

Meeken gab ihm ihren Krückenstock in die Hand, geleitete ihn die Treppe hinab, sagte ihn noch einige freundliche Worte und schloß dann die Thür hinter ihm zu.

Da geht nun der kranke Jüngling hin mit schwankenden Schritten, dicht neben den Häusern, in der Dunkelheit, er stützt sich auf den Krückenstock und athmet schwer auf vor Ermüdung. Gewiß hat sein Gang ein Ziel, denn er zögert nicht in der Wahl der Straßen. Manchmal bleibt er stehen und ruhet aus, dann geht er weiter bis auf den Meierplatz. Dort drückt er sich dicht an die Häuser, und schleicht langsam in der Dunkelheit fort wie ein Dieb oder ein Späher. Plötzlich bleibt er unter den geschlossenen Fensterladen einer prächtigen Wohnung stehen, er lehnt den Elbogen auf das steinerne Fenstergesims und versucht durch die Laden zu blicken. Drinnen im Hause ist Licht, ein Streiflicht fällt auf das Gesicht des Lauschenden, welcher endlich, nachdem er lange da gestanden, vor Müdigkeit zusammensinkt und matt und gefühllos da steht und den Kopf auf die Fensterbrüstung legt.

IX.

In dem reichen Saale, vor dessen Fenster der müde Jüngling ausruhete, befanden sich zwei Personen. Oberst van Milgem saß in einem sammtnen Lehnsessel bei dem marmornen Heerde; er schien tief in Gedanken versunken und blickte sinnend auf den Fußteppich. An einem Tische auf welchem silberne Nähgeräthschaften lagen saß eine Jungfrau und reihete kleine Perlen zu einer Schnur zusammen. Sie war bleich; man sah ihr an, daß sie lange gesiecht hatte, und die Blässe ihres Angesichts trat noch schärfer hervor, da lange rabenschwarze Locken auf ihre Schultern herabhingen. Nach langem Schweigen sang die Jungfrau ganz leise vor sich hin das Liedlein von Rikke-tikke-tak. Wahrscheinlich mißfiel das dem Obersten, denn er schüttelte verdrießlich den Kopf und sagte: »Monica, so sing doch nicht immer das Lied, das nährt nur deinen Trübsinn, und Du weißt, wie weh mir das thut.«

»Gott, hab' ich wieder gesungen?« fragte das Mädchen verwundert. »Ich wußte es nicht, Vater; vergieb mir meine Zerstreutheit.«

»Ist Deine Börse bald fertig? Der arme Adolf, wie wird Dein Geschenk ihn freuen; er liebt Dich so innig.«

»Wo mag er wohl jetzt sein?«

»Wer kann das sagen; wer weiß, ob er nicht irgendwo verwundet im Krankenhause liegt, oder ob nicht gar auf dem Felde der Ehre eine Kugel ihn todt zu Boden gestreckt hat.«

»Gott, Du machst mich erzittern, Vater.«

»So, erzittern? Nimmst Du denn Antheil an seinem Schicksale?«

»Ich habe ihn immer wie einen Bruder geliebt?«

»Du mußt ihn anders lieben, Monica, das verdient er in jeder Hinsicht; er ist ein schöner junger Mann, und mit Allem begabt, was den Mann in den Augen des Weibes hochstellen kann. Außerdem war er mein Retter auf dem blutigen Schlachtfelde von Dresden. Fände also die Liebe nicht den Weg zu Deinem Herzen, so müßte Dankbarkeit Dich bewegen, meinem Rathe, meinen Bitten Dich zu fügen, und ihm Deine Neigung für seinen Edelmuth zuzuwenden.«

»Vater, sieh mich doch nur an; was könnte ich Adolf geben? In meinem Herzen ist neben der Liebe zu Dir kein Platz. Eine gefühllose Braut? Sollte ich ihn unglücklich machen durch meine Gleichgültigkeit? Ein Bräutigam verlangt zu seinem Glücke mehr als kalte Freundschaft. Und dann fühle ich eine unwiderstehliche Abneigung gegen Bande, die mir meine Freiheit rauben würden.«

»Welche Freiheit, Monica? Die Freiheit zu träumen, Deinen Gedanken nachzuhängen? Gebe Gott, daß diese Freiheit, die Dich krank macht und verzehrt, Dir geraubt werde. Sieh, mein Kind,

wenn wir erst das Landgut bei Moll bewohnen, wie angenehm wird es dann sein, wenn Du einen Freund hast, mit dem Du die Haide durchstreifen kannst; der dann mit uns zu dem Buchenbaum und an den Bach geht, der unser Gefährte in der Einsamkeit ist. Aber das Alles ist kalt und todt, wenn es nicht durch das Gefühl der Liebe lebendig gemacht wird; das Herz verdorrt, wenn man es nicht mit einem andern austauschen kann.«

»Das mag Alles wahr sein, Vater, aber Adolf ist kein Kind der Haide. Könnte er verstehen, was das träumerische Zirpen der Grille sagt? Haben Tannenbäume die Spiele seiner Kindheit überschattet? Wird die Unendlichkeit der Haidefläche und ihre unmeßbare Fernsicht ihm nicht eintönig scheinen, ihm, dem Sohne des Gebirges. O ja, bekenne es Vater, zwischen mir und meiner lieben Haide wäre er ein Fremdling und würde unsere Sprache nicht verstehen.«

Monicas Worte mißfielen ihrem Vater; sein Gesicht bekam einen düstern Ausdruck, und er sprach mit Nachdruck: »Monica, Kind, hat denn die Bitte Deines Vaters gar keine Gewalt über Dein Gemüth? Jahre lang habe ich bei Dir für Adolf gebeten; ich habe seine Schönheit, seinen Muth, seinen Ruhm hervorgehoben, um in Deinem Herzen Zärtlichkeit für ihn zu erwecken; ich habe Dir gesagt, daß er mich bei Dresden mit eigener Lebensgefahr gerettet hat, und ich erbat als Lohn für ihn und für mich, daß Du einwilligtest, ihn zum Manne zu nehmen. Du hast Dich stets geweigert, und thust es noch. Weshalb? Um ganz und gar Deinen Träumereien nachzuhängen, die Dich dem Tode entgegenführen. Du wirfst mir ein, daß Du ihn nicht liebst; aber er verlangt keine Liebe von Dir.«

Monica sah ihren Vater erstaunt an und erwiederte: »Er fordert keine Liebe? Was verlangt er denn sonst?

Der Oberst sprach mit gesteigertem Nachdruck weiter: »Endlich, Monica, zwingst Du mich, Dir etwas zu sagen, was nie hätte über meine Lippen kommen sollen. Höre, und bewundere den Mann, den Du verschmähst. Monica, seit Jahren siechest Du dem Grabe zu; ich kann meine Augen nicht aufschlagen, mein theures, mein einziges Kind, ohne daß ich den Tod neben Dir stehen sehe. Die Gewißheit, daß ich Dich verlieren werde, zerreißt mir seit lange schon das Herz; das über meinem Haupte hängende Schwert verkürzt auch mir das Leben und ich leide unaussprechliche Schmerzen. Ich habe Adolf mitgetheilt, was mich bekümmert, ich habe ihm gesagt, daß es nur ein Mittel giebt, Dich Deinen Träumen und dem Tode zu entreißen. Ich, Dein Vater, habe ihn gebeten, Dir Liebe zu schenken und um Deine Hand zu werben; er, der einst den Vater rettete, will auch die Tochter retten. Er hatte andere Liebesbande; Vermögen, Ansehen, Schönheit, Alles besaß seine Geliebte; und doch edelmüthig, mit Selbstaufopferung, zerriß er jene Bande, um mir eine unermeß-

liche Wohlthat zu erweisen. Er, der schöne Jüngling, dem Alles in der Welt anlachte, er wollte sich verbinden mit einem kränklichen Mädchen, das keine Neigung für ihn hat; er gab die Hoffnung auf, einst im Gebirge bei seiner bejahrten Mutter zu wohnen, und wollte uns in die öde Haide folgen. Und das Alles um Dich, die ihn nun verschmäht, das Leben zu bewahren, um als Schutzengel den Tod von Deiner Seite zu verjagen. Monica, sollte solcher Edelmuth nicht mehr als das Gefühl der bloßen Dankbarkeit in Dir rege machen. Sind alle Saiten in Deinem Herzen zerrissen und hast Du mir weiter nichts zu antworten als: Nein?«

Monica war tief ergriffen; man sah es ihr an. Auf die an sie gerichtete Frage entgegnete sie: »Vater, ich bin undankbar gegen Adolf gewesen, und, ich bekenne es mit Betrübniß, auch gegen Dich. Aber was forderst Du auch von mir! Bedenke doch, guter Vater, daß Du die Vernichtung aller meiner Erinnerungen forderst. Wenn ich einwillige, Adolfs Frau zu werden, so werde ich ihm einen großen Raum in meinem Herzen geben. Ich würde nicht undankbar bleiben, ich würde seinen Edelmuth erwiedern durch zärtliche Hingebung, wenn nicht durch innige Liebe; dann aber würde ich brechen mit Allem, was von meinem frühern Leben mir geblieben ist.«

Ein Ausdruck der Freude überzog das Antlitz des Obersten, er faßte seine Tochter bei der Hand und sprach: »Liebe Monica, Du mußt Deine Träumereien schwinden lassen, um am Leben zu bleiben. Ich bitte Dich, fasse Muth; sag mir, daß Adolf Dein Bräutigam sein soll, mach mich glücklich, theures Kind; sieh, mit gefaltenen Händen bitte ich Dich: gieb Deine Einwilligung: sag Ja!«

Langsam hob Monica das Haupt empor und sprach entschlossen: »Nun denn, Vater, wenn es Dich glücklich machen kann . . .« Aber plötzlich überlief sie ein Schauder, sie hob den Finger in die Höhe und horchte bebend auf ein leises Geräusch.

»Was hörst Du?« fragte der Oberst erstaunt.

»Horch nur, horch nur!« entgegnete Monica mit seligem Lächeln. Und nun drangen hinter dem Fenster hervor Töne in den Saal, und der Oberst vernahm deutlich das Lied:

Rikke-tikke-tak. Rikke-tikke-tu.
Eisen warm,
Hoch den Arm!
Schlagt nur zu,
Rikke-tikke-tu!

Der Oberst wußte, welche unbegreifliche Macht dieses Lied über seine Tochter übte. Jetzt sah er in dem Sang einen Schimpf, den man ihm seiner niedrigen Abkunft wegen anthun wollte; er stand ärgerlich auf, zog an der Schelle, und stampfte auf den Boden. »Ich will wissen,« rief er, »wer sich hier untersteht, mich zu verhöhnen.« Ein Diener erschien, um seines Herrn Befehle zu erfül-

len. Dieser sprach: »Draußen unter dem Fenster steht ein unverschämter Mensch und singt. Geh mit den Anderen und halt ihn fest, und wenn er sich wehrt, so braucht Gewalt!«

»O Vater,« rief Monica, »was sagst Du, Gewalt! Weißt Du gegen wen?«

»Das wird sich zeigen! rief der Oberst verdrießlich. Die Jungfrau setzte sich wieder am Tische nieder. Man hörte die Hausthür aufgehen und wieder schließen. Dann kam der Diener in den Saal und sprach: »Herr Oberst, es ist ein armer Bettler, so krank und schwach, daß er kaum noch fort kann; der Unglückliche konnte uns keinen Widerstand leisten.« Er steht auf dem Gange, sollen wir ihn wieder fortlassen?«

»Nein, nein!« rief der Oberst, »ich will das Räthsel aufgelöst sehen; dahinter steckt etwas. Monica, warum bebst Du so? Kennst Du denn den Bettler? Bringt ihn herein!«

Kaum war der arme Mensch mit gebogenem Haupte und niedergeschlagenem Blicke an der Saalthür erschienen, als Monica einen Schrei ausstieß, auf ihn zulief, ihn bei der Hand faßte und rief: »Jan, Jan, bist Du es?«

»Ich bin es, Jungfrau,« entgegnete er, ohne ein Auge aufzuschlagen.

Der Oberst stand erstaunt da und rieb sich die Stirne, unter der plötzlich ein Gedanke aufstieg. Doch plötzlich verscheuchte er allen Verdacht, faßte den jungen Menschen am Arm, zog ihn sanft an einen Stuhl und hieß ihn Platz nehmen. Monica hatte Jan's Hand nicht losgelassen und blickte sprachlos zu Boden. Der Oberst setzte sich und sprach: »Jan Daelmanns, warum habt Ihr in Euerm Unglück Euch meiner nicht erinnert? Sagte ich Euch nicht einst auf der einsamen Haide, daß ich Euer Beschützer sein wollte, falls Ihr eines solchen bedürftet? Ich sehe, bis zu welchem Elend Ihr herabgekommen seid; aber vom heutigen Tage an soll es Euch an nichts mehr fehlen. Faßt Muth, ich bin nicht undankbar, und will jetzt den Anfang machen, meine Rechnung mit Euch ins Gleiche zu bringen.« Bei diesen Worten ging der Oberst vor eine Schublade, nahm eine Handvoll Napoleonsd'or heraus, legte diese auf einen Spieltisch, der neben Jan stand, und fuhr fort: »Seht, Freund, ich biete Euch kein Almosen an, es ist nur eine kleine Vergeltung für das, was Ihr einst an meiner Tochter gethan habt. Ich bitte Euch, nehmt es von dem Manne an, der Euer Freund und Beschützer sein will.«

Jan schlug seine eingefallenen Augen auf und blickte vom Spieltische weg den Obersten an; dabei seufzte er und sprach bitter lächelnd: »Gold, immer Gold!« Dann betrachtete er seine fadenscheinigen Kleider und fuhr fort: »Ja, Gold würde mir nützlich sein; ich könnte mir Kleider dafür kaufen und die belohnen, welche mich

pflegten. Aber, mein Herr, sparen Sie mir diese Erniedrigung; ich werde aus Ihren Händen kein Geld nehmen, und wenn ich auch den Tod damit abkaufen könnte.« Dabei machte Jan eine Bewegung mit der Hand und entwand sie den Fingern Monicas. Das tief ergriffene Mädchen hatte sich niedergesetzt und blickte stumm auf den Gefährten ihrer Jugend.

»Aber, Freund Jan,« begann der Oberst wieder, »Ihr handelt unrecht gegen mich und Euch. Wollt Ihr kein Geld, so sagt mir, was ich sonst für Euch thun kann; es wird mir Freude machen, Euch einen Dienst zu erweisen.«

»Sie wollen mir einen Dienst erweisen? Wohlan, ich bitte Sie um eine Gefälligkeit, wollen Sie mir dieselbe gewähren?«

»Sprecht, Jan, ich werde thun, was Ihr verlangt. Was wünscht Ihr?«

Der junge Mann rückte seine matten Glieder etwas höher auf den Stuhl, und schien sich auf etwas Wichtiges vorzubereiten. Dann begann er: »Oberst van Milgem, morgen geht für mich ein neues Leben an; ich will eine unübersteigliche Scheidewand aufwerfen zwischen meiner Vergangenheit und meiner Zukunft. Man reißt sich nicht so leicht los von Erinnerungen, die mit Herz und Nieren, gleichsam als ein Stück von unserm Leben, zusammengewachsen sind. Vielleicht wäre ich in diesem Streite am Rande des mich anstarrenden Grabes gestrauchelt. Das Schicksal hat es gut gefügt; ich bin nun der gegenüber, die allein in der Welt mich verstehen kann. Ich möchte ihr, durch nichts unterbrochen, sagen, was mein Loos auf Erden war, und dann will ich, zwar nicht mit frohem Muthe, aber doch mit Ergebung dem Traume Lebewohl sagen, der mich tödtet. Das, Oberst van Milgem, ist die Gnade, um welche ich Euch bitte. Erlaubt, daß ich rede, seid nicht böse über das, was ich sagen werde; Ihr gebt mir mehr als das Leben.«

Es lag etwas so Ansprechendes und Leidendes in dem ganzen Ausdrucke des Jünglings, daß der Oberst tief ergriffen war. Ohnehin war er begierig, Aufklärungen zu erhalten, durch die er gewisse Vermuthungen bestätigt zu sehen hoffte. Der junge Mann sprach mit langsamer, bewegter Stimme: »Ich war jung, mit meinem Schicksale zufrieden und lebensmuthig. Mein, dem Gefühl offenes Herz bewog mich, unsere Magd wie meine Schwester zu betrachten, und je mehr sie litt und duldete, um so mehr wuchs meine Neigung zu ihr. Es war ein unschuldiges, reines Gefühl, das, mir selber unbewußt, in meiner Brust einwurzelte, und später zu einer Gluth wurde, die mein Inneres verzehrte. Herr Oberst, noch heute brennt mir in meiner Hand die Stelle, auf welche Sie einst, in der Haide, das mich erniedrigende Gold gelegt haben. Sie glaubten mich durch armseliges Geld trösten zu können für den Verlust meiner Schwester? O, das kostete mich mein Leben! Schon damals

begriff ich das Gränzenlose meines Unglücks; Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung haben dies Herz zerrissen, in welches Ihre Abreise wie ein scharfer Dolch drang. Ich vergaß Alles auf Erden, um einem einzigen trüben Gedanken nachzuhängen; ich habe Jahre lang Thränen vergossen an der Buche; auf dem Sandhügel habe ich geharrt und gehofft, ich wurde matt und krank. Nichts konnte mich trösten, für nichts hatte ich Theilnahme; ich war unfähig zum Arbeiten, ich lebte in einer qualvollen Traumwelt, und ich habe meine Mutter auf ihrem Siechenlager gesehen, ohne daß in meinem Herzen für neue Betrübniß ein Platz gewesen wäre. Alle meine Bekannten hatten Mitleiden mit mir armen Sinnlosen. Ich hatte meinen Thränen lieb gewonnen, denn sie flossen um sie, die ich liebte. Weinen war mein Leben. Seufzen meine Sprache. Mein kräftiger Körper schwand hin wie Schnee vor dem Feuer in meinem Busen, ich irrte, einem wandelnden Schatten gleich, umher. Ein alter Freund meines Vaters wollte mich mit Gewalt von meiner Geburtsstätte entfernen; er hoffte, ich würde dann genesen. Allein ich widerstand den Bitten Aller, die mich gern hatten. Weil der Himmel in der Haide blauer, die Luft balsamischer ist, die unendliche Ausdehnung den Geist erhebt? O nein, weil sie dort gewesen war, weil sie auf den Pfaden gewandelt hatte; ich wußte, wo sie einst ihr Lager auf dem Grase genommen, das sich unter ihr bog, ich wußte auf der Rinde der Bäume die Stelle, wohin sie ihre Hand gelegt, ich kannte das Kraut, das einst von den Perlen ihrer Augen geglänzt hatte, die Haide, die Bäume, der Bach, Alles sprach nur von ihr. Und dort war ich nie allein; sie stand immer neben mir. Aus dem Gebüsche lispelte der Südwind, als sei es ihre Stimme; aus dem Gezirp der Grille klang mir das bezaubernde Rikke-tikke-tak. Aber mein Leiden war unaussprechlich; es konnte nicht höher wachsen. Meine Schwester war mir für immer verloren, und ich freuete mich auf frühen Tod. Der alte Pastor von Desschel und die Bitten meiner kranken Mutter gaben endlich meinen Gedanken eine andere Richtung und ich kämpfte gegen die Erinnerung an. Ich wollte das quälende Bild verjagen, und ging nach Mecheln, um nach Jahre langem Studiren in den Pflichten des geistlichen Standes eine Waffe gegen die Erinnerung zu suchen. Ach, wie könnte ich aussprechen, was ich in der Einsamkeit des Seminariums gelitten habe. Sie war mir immer, immer gegenwärtig! Die Wissenschaft entwickelte noch die Stärke meiner Einbildungskraft, und diese beherrschte mich ganz. Ich war schweigsam und hielt mich fern von meinen Genossen, ich suchte einsame Stellen, um das Lied von Rikke-tikke-tak zu summen, ohne mich dem Spotte Preis zu geben. Ich wurde von Allen verlacht; nichts konnte mich heilen, weder die Strenge meiner Lehrer, noch ihre sanften Ermahnungen. Endlich nahete die Zeit, wo ich mich entscheiden mußte, ob ich in den geist-

lichen Stand treten wollte. Doch wozu ein Überlegen; ich war unwürdig, dem Altare zu nahen, denn sie stand zwischen mir und ihm. Ich verließ, aus eigenem Antriebe sowohl wie auf Zureden der Lehrer, das Seminar. Meine Mutter war gestorben; ich hatte noch ein kleines Ertheil zu erheben. Nun träumte ich sorglos vor mich hin; unbekümmert um meine Zukunft, die mir gleichgültig war, gab ich aus, was mir noch geblieben. Das Elend fand mich gefühllos, ich schlief unter dem blauen Himmel unter Karren, auf den Wällen, ich hungerte, und mit Hohngelächter empfing ich Gnadenbrot. Das Leben war mir nichts, und die Körperleiden verschwanden vor dem Jammer in meiner Brust.« Hier schwieg Jan, und athmete schwer auf vor Anstrengung; Monica lag mit dem Kopfe auf dem Tische und weinte bitterlich; man hörte ihr Schluchzen; der Oberst saß bewegungslos da und schauete zu Boden.

Der junge Mann fuhr fort: »Noch ein Mittel versuchte ich auf Anrathen von Bekannten. Ich nahm starke Getränke, und fiel trunken zu Boden. Aber nichts half mir; auch vor meinen verwilderten Augen stand noch ihr Bild. Eines Tags, ich werde ihn nie vergessen, ging ich trägen Schrittes über den Meierplatz; da sah ich sie in einem Wagen sitzen und vorbeifahren. Ihr flüchtiger Blick drang wie ein Pfeil in mein Herz, das mir zusammenbrach; ich stürzte besinnungslos nieder. Doch konnte ich mich aufraffen und mich in der Einsamkeit verbergen. Abends legte ich mich auf einen Wagen, um dort zu schlafen; im Kopfe fieberte es mir, als brenne Feuer im Gehirn; ich fiel hinab und mit dem Schädel auf die Steine, welche von meinem Blute geröthet wurden. Eine arme Frau hat mich auf ihre Speicherkammer genommen, und ihr werde ich dankbar sein, so lange ich lebe. Ihre freundliche, uneigennützige Liebe hat mein Herz erquickt und neben dem andern Bilde dort eine Stelle eingenommen. Ich sehe die Möglichkeit meine Freiheit wieder zu gewinnen; ich will leben, um meiner guten Mutter ihre Liebe zu lohnen. Gebe Gott, daß auch diese letzte Hoffnung nicht eitel sei, sonst wäre es besser, das Grab nähme mich auf. Morgen kenne ich weder Sie, Herr Oberst, noch Ihre Tochter; vergeßt, daß Jemand so schwer gelitten habe durch die Erinnerung an sie, ich tilge die Rechnung mit Ihnen. Vergeben Sie mir, dem armen Aufgeregten, die stolzen Worte, die Sie eben gehört. Und Sie, sprach er zu Monica gewandt, gedenken Sie meiner in Gebeten, damit ich im letzten Kampfe gegen Sie die Kraft nicht verliere. Nun will ich gehen; Sie werden nie mehr etwas von mir hören oder sehen. Leben Sie wohl; Gott behüte Sie!«

Jan war aufgestanden und hatte sich der Thür genähert; da sprang Monica auf und rief ihm zu: »Bleib, bleib!« Sie warf sich vor ihrem Vater auf die Knie und bat: »Vater, vergieb mir! halt ihn zurück oder ich sterbe. Auch sein Bild schwebte in meinen

Träumen; er ist mein Bruder, mein Beschützer, mein Geliebter! O Gott, er geht fort; und er allein kann mich retten. Gieb mir ihn, gieb mir ihn. O, auch Du hast gefühlt, was er gelitten! Ja, er oder das Grab! Vater, theurer Vater, im Namen der seligen Mutter flehe ich Dich an: Gieb ihn mir!«

Der Oberst ging einmal im Saale auf und ab, hob dann seine Tochter auf, und sprach gerührt: »Also das war das Räthsel! Solch ein Herz! Nun, Monica, sei getrost; er ist Dein Bräutigam!« Aus Jan's Brust drang ein lauter Schrei hervor; erst lehnte er sich auf den Sessel, dann sank er kraftlos hin; doch Monica fing ihn in ihren Armen auf.

X.

Im Jahre 1831, bald nach der Revolution, schritt ein Soldat, das Gewehr auf der Schulter und den Tornister auf dem Rücken, zwischen Moll und Desschel hin. Er nahete sich einer großen Meierei, die wie ein Landgut aussah, und gab seinen Einquartierungszettel einem Manne, der auf der Schwelle stand. Dieser rief eine Dienstmagd, und beide nahmen zuvorkommend dem Soldaten seinen Tornister und die übrige Last ab. Der junge Kriegsmann verwunderte sich Anfangs über so zuvorkommende Aufnahme, klopfte den Landmann auf die Schulter und warf die Worte hin:

»Ihr habt wohl gedient, Pachter?«

»Doch nicht,« entgegnete der Landmann, aber Ihr sollt hier einen finden, der von Krieg und Feldschlachten ein Wort mitsprechen kann. Kommt herein, Freund, und laßt Euch Essen und Trinken schmecken.«

Der Soldat trat ein. Am Heerde saß ein Mann, dessen Gesicht und greises Haar auf den ersten Blick Achtung einflößte. Über jenes lief eine große Narbe; am Rocke trug er das Band der Ehrenlegion; beides zeigte, daß er der Mann war, der vom Kriege ein Wort mitreden konnte.

Er grüßte den jungen Soldaten freundlich und wies nach dem Tische hin, als wollte er sagen: erst trink und iß, dann wollen wir mit einander reden. Während jener dem guten Rathe folgte und es sich wohlschmecken ließ, betrachtete er die übrigen Anwesenden. Hinten im Zimmer saß eine Frau am Spinnrade; neben ihr stand der Mann, welcher den Gast an der Schwelle empfangen hatte. Aus Beider Miene und Haltung sprach Gesundheit und stille Freude. Unweit der Frau saß ein stockaltes Großmütterchen, welche noch immer rasch und gewandt die Klöppel auf dem Spitzenkissen durcheinander warf.

Als der Soldat sich diese Gruppe eine Zeitlang betrachtet hatte, vernahm er hinter seinem Rücken ein artig Lied mit sonderbarem

Takte. Er drehete sich um. Auf jedem Knie des alten Soldaten mit der Narbe saß ein blühend Kind, ein Knabe und ein Mädchen, und der Großvater sang den Kindern etwas vor und ließ sie auf dem Knie reiten.

Der junge Soldat war bald mit allen Hausbewohnern bekannt. Es ward ihm so wohl unter ihnen, die alle durch das Band der Liebe und Dankbarkeit innig mit einander verbunden waren, daß er nach zweimonatlichem Verweilen nur mit schwerem Herzen Abschied nahm von der glücklichen, frohen Familie, die ihn so freundlich empfangen hatte. Als er nun, mit dem Ranzen auf dem Rücken, zur Abreise bereit stand, kamen sämmtliche Hausgenossen noch einmal und reichten ihm die Hand zum Abschiede. Er schlug dann den Weg durch die Haide ein, wandte sich aber bald um, und rief innig gerührt: »Lebt wohl, Oberst van Milgem, lebt wohl, Pachter Daelmanns mit Frau Monica; lebt auch Ihr wohl, Meeken Teerlink!«

Weiter in der Haide sprach dann der Soldat bei sich selbst: »Wenn ich ein Schriftsteller oder Dichter wäre, diese hübsche Geschichte wollte ich erzählen und drucken lassen. Wer weiß, vielleicht kommt das auch noch! Doch, Narrethei!« Und dann ging er fürbaß, und ging rasch einher nach dem Takte des Liedleins, das er auf dem Pachthofe gelernt hatte. Er sang:

»Rikke-tikke-tak. Rikke-tikke-tu.
Eisen warm,
Hoch den Arm!
Schlag nur zu,
Rikke-tikke-tu!

Rikke-tikke-tak. Rikke-tikke-tu.
Eisen hart,
Muth gewahrt!
Schlagt nur zu,
Rikke-tikke-tu!

Siehst Du nun, lieber Leser, daß der junge Soldat sein Versprechen gehalten hat? *)

---

*) Conscience hat als Soldat in dem Unabhängigkeitskampfe der Belgier gegen die Holländer gedient.